

**DER ZAUBERER
VOM KILIMA-
NDJARO: ADLERS
KRIEGES UND
JAGDABENTEUER...**

C. Falkenhorst

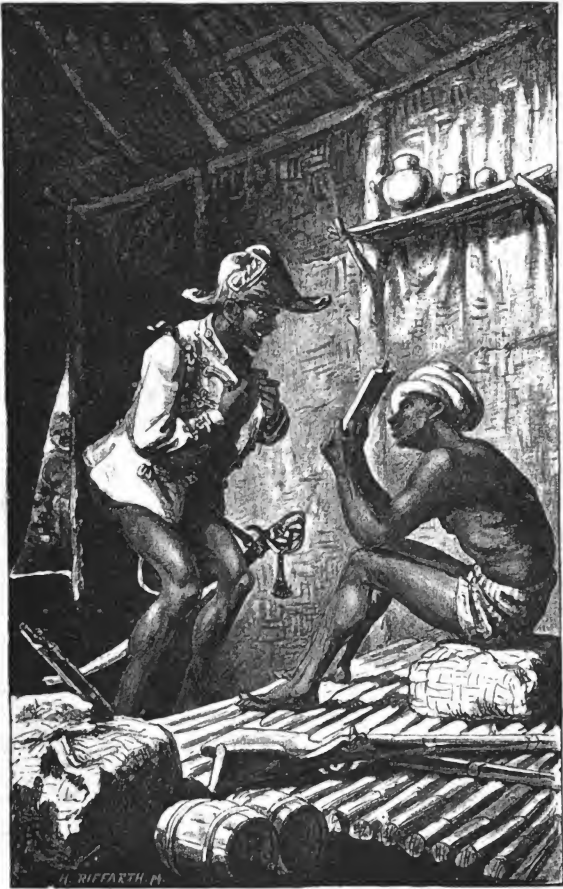


Der

Bauberer vom Kilima-Udjaro.

Walther Hertel.

Waisungen 1888.



Der schwarze König.

Titelbild.

Der
Bauberer vom Kilima-Udjaro.

Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika.

Der reisern Jugend erzählt

von

C. Falkenhorst.

Mit 54 Abbildungen.

Dritte Auflage.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1889.

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

Inhalt.

1. In Sansibar.

Dr. Adlers Jugendjahre. — Das ostafrikanische Paris. — Schwarze Hauptleute. — Eine Warnung. — Die geheimnisvollen Kisten. — An der Schwelle der Wildnis. 1—11

2. Der Sklavenjäger und sein Herr.

Im Hause Mohammeds. — Ein geheimer Vertrag. 12—15

3. Ein Wüstenmarsch.

Sonderbare Arbeiter. — Eiliger Ausbruch. — Der schöne Mai. — Deserteure. — Ein afrikanisches Schlachtfeld. — Brennendes Wasser. — Das Zaubergewehr. — Die Wüste Njika. — Wassermangel. — Die Toilette schwarzer Damen. 16—32

4. In der Waldfest.

Ein ostafrikanisches Nürnberg. — Im Urwald. — Die Geschichte einer „Brücke“. — Auf zu Mandara! — Wunder der Pflanzenwelt. 33—41

5. Von Löwen belagert.

Maffai in Sicht. — Die Fastinsel. — Eine Löwensymphonie. — Jägergeschichten. — Die erste Löwenjagd Abdallahs. 42—46

6. Eine Audienz.

Das Rauchland. — 21 Schüsse. — Die Blutsbrüderschaft. — Die Polizisten Mandaras. — Der einäugige König und seine Krieger. — Hofceremonien. — „Was noch?“ — Zirkusmeister der schwarzen Majestät. 47—54

7. Mandara, der Napoleon vom Kilima-Mdjaro.

Die Djagga-Stämme. — Wählereien der Suaheli-Händler. — Ein König ohne Land. 55—57

8. Ein Idyll in der ostafrikanischen Schweiz.

Die Frühstückstafel Adlers. — Der Gemüsegarten. — Die Gründung von Adlerhorst. — Ein Paar Stiefel für Manbara! 58—62

9. Der Sturm naht.

Ankunft der Sklavenräuber. — Waffengefährten. — Der schwarze Kote Husar. — Intriguen Sabis. — Das Huhn mit den goldenen Eiern. — Der Husar mit der Angstrohre. 63—68

10. Gewarnt.

Leichtfuß als Laufscher. — Imarnea. — Zaubergewehr und Revolver. — Der Furchtschloß. 69—72

11. Geistererscheinungen.

Geheime Vorbereitungen. — Ungeladene Gäste. — Manowari. — Der böse Dämon. — Nächtliche Flucht. — Beim Glase Champagner. . . 73—82

12. Die vierzehige Spur.

Auf der Löwenfährte. — Straußenjagd. — Begegnung mit einem Rhinoceros. — Die rätselhafte Spur. 83—93

13. Auf der Kanzel.

Allerlei Gesindel. — Hungersnot. — Die Giraffen. — Ein Tunnel im Galleriewalde. — Die Kanzel. — Der Zug der Räuber. . . 94—101

14. Feinde ringsum!

Heimkehr der Sieger. — Gefesselte Sklaven. — Das Siegesmahl. — Botschaft an Imarnea. — Wilde Drohung. — Sabis Traum. — Eine rätselhafte Karawane. — Die Mobilmachung der Völker vom Kilima-Ndjaru. 102—108

15. In der Mausefalle.

Marſch! Marſch! — Vor der Festung Adlerhorst. — Gefangen. — Eine kleine Mausefalle. — Manbaras Teilungsgelüste. — Der Kriegsminister von Adlerhorst. 109—118

16. Ein Rekognoszierungsmarsch.

Auf, in die Berge! — Afrikanische Raubritter. — Der Sieg des Theodoliten. 119—123

17. Mandaras Demütigung.

Djagga im Krieg. — Der Angriff der Massai. — Sabis Bitte. — Mandaras Not. — In der Hauptfeste des Rauchslandes. 124—129

18. Die Entscheidungsschlacht.

Das Zaubergewehr siegt. — Der „große“ Zauber. — Die Befreiung der Sklaven. 130—133

19. Sadi.

Ausbruch Sabis. — Räuber und Massai. — Sabis letzte That. 134—137

20. Friedliche Tage.

Ausflüge und Jagden. — Paviane. — Abschied von Mandara. — Ein Paar Hosen und zwei Teufel. — Die Bestrafung Mohammeds. 138—145
Schlußwort. 146

Abbildungen im Texte.

	Seite
Ansicht eines Teiles der Seefront von Sansibar.	5
Arabische Daus	7
Blick über die Dächer.	8
Said Bargasch, der Sultan von Sansibar	9
Die roten Klippen auf der Insel Sansibar.	11
Sklavenhändler von Sansibar	13
Übersichtskarte	15
Leichtfuß und Stierkopf.	19
Schlingpflanzen im Galeriewald	27
Frauenshmod	31
Antilopen.	32
Eintritt in die Waldregion	33
Banane oder Pisang	35
Zuckerrohr	37
Im Urwald.	41
Löwen	43
Ein Krieger Mandaras	49
Ohrschmod	51
Speerspitze	57
Perlenhalsband der Massai	62

	Seite
Kriegstopfschmuck aus Straußeneibern	68
Keule der Massai	72
Eine junge Frau Mandaras	82
Gruppe von Geiern	85
Eine Straußenfamilie	87
Der schneeweiße Kibo	93
Giraffen	96
Hyäne	101
Gefesselte Sklaven	103
Mandaras Krieger	115
Großschnäbelige Raben vom Kilima-Ndjaru	118
Baumfarn	120
Djagga-Krieger	121
Büffelhorn vom Kilima-Ndjaru	123
Festungsthor	127
Waffen ostafrikanischer Volksstämme	133
Ein sterbender Nashornvogel	137
Der Dom des Kibo aus einer Höhe von 3500 m	139
Paviane	141
Einige von Ablers Getreuen	145

Separatbilder.

Der schwarze König. (Titelbild.)	
Der Hafen von Sansibar, vom Englischen Konsulat aus gesehen	9
Mombas	16
Erster Anblick des Kilima-Ndjaru	40
Lagerbild bei Mandaras Dorf	47
Umgebung von Mandaras Dorf	56
Byllische Ansiedelung	58
Palmen und Schnee	60
Ein Massai in Kriegsrüstung	65
„Manowari!“	78
Die Wildgegend	84
Rhinocerosjagd	91
Auch eine Zauberwaffe	123
Sabis Lob	137

//////////

1. In Sansibar.

„Nein, Sadi, ich werde dich nicht mitnehmen. Zu viel Schlechtes habe ich von dir gehört, und deinen Schwüren und Beteuerungen schenke ich keinen Glauben. Du hast Reisende, welche dir früher vertraut, betrogen, bist feig davongelaufen, wenn die Gefahr drohte. Ehrliche, tapfere Leute brauche ich. Umsonst lungerst du vor meiner Thür!“ Mit diesen Worten fertigte ein junger Mann mit blondem Vollbart und blauen Augen einen Suaheli ab, der in scheinbar demütiger Haltung in einer der Straßen von Sansibar vor ihm stand. Der Sprecher wandte sich soeben ab und trat in die Thür eines Hauses, ohne auf den haßerfüllten Blick des Negers zu achten, ohne die Worte zu hören, welche dieser zwischen den Zähnen hervorpreskte:

„Büßen sollst du das, so wahr ich Sadi heiße!“

Der junge Mann eilte mit raschen Schritten durch den Flur in ein geräumiges Zimmer, in welchem fünf Sansibarneger auf dem Fußboden hockten und auf seine Rückkehr zu warten schienen.

Der Blonde hieß Dr. Hans Adler; er war der Sproß eines reichen und angesehenen Kaufherrengeschlechts. Seit vielen Jahrzehnten bereits durchfurchten die Schiffe seiner Väter die Bogen der Weltmeere, um in allen Erdteilen Handel zu treiben. Durchwanderte der junge Hans als Knabe die großen geräumigen Speicher des Hauses Adler, so fand er darin tausend Gegenstände, die seine Neugierde reizten. Hier lagen Büffelhäute, die aus den Prärien Amerikas gebracht wurden; dort war afrikanisches Elfenbein aufgespeichert. Er sah, wie die Arbeiter Kokosnüsse, die auf den fernen Südseeinseln gereift waren, herbeischleppten, wie sie Gewürze aller Art auspackten und sonderbares dunkelgefärbtes und

wohlfriechendes Holz in großen Haufen schichteten. Die Kapitäne begegneten oft dem Knaben; aber sie speisten den neugierigen Frager mit kurzen Bemerkungen ab:

„Das verstehst du nicht!“ sagte der eine.

„Warte noch ein paar Jährchen“, erwiderte der andere.

Jeder aber hatte für ihn etwas mitgebracht; dieser einen bunten Papagei, jener einen lustigen Affen. So füllte sich das Zimmer des heranwachsenden Jünglings mit allerlei ausländischen Geschöpfen. Was da starb und verdarb im Laufe der Zeit, das wurde wohlweislich ausgestopft, und Hans Adlers „Studierstube“ sah bald wie ein kleines Museum aus. Aber diese Schülersammlung befriedigte ihn nicht auf die Dauer. Er lernte bei den Freunden seines Vaters und in öffentlichen Anstalten wirkliche Museen für Völkerkunde kennen. Dort waren Erzeugnisse aller Völker der Welt gesammelt: Kriegswaffen, phantastische Masken, bunte Trachten, abenteuerliche Hausmodelle, Schiffe und Rähne aller Art, und alle diese Dinge erregten seine Neugierde und erweckten in ihm das Verlangen, hinauszufegeln auf des Vaters Schiffen, um die ferne Welt zu schauen, die ihm so voll von Märchen, so reich an Wundern erschien.

„Warte noch ein paar Jahre!“ lautete auch des Vaters Antwort. „Lerne fleißig; dann sollst du auch in Gottes Namen eine Reise um die Welt machen!“

Eine Reise um die Welt! Was hätte nicht Hans Adler für diesen Preis gethan! Oft träumte er, ein zweiter Cook zu sein; in seinem Geiste hatte er hundert Robinsonaden erlebt, bis sich allmählich seine Gedanken klärten, aus knabenhaften Wünschen crustere Pläne eines heranreisenden Mannes wurden.

Eine Reise um die Welt! Was bedeutet sie hentzutage? Reiche Leute, die nicht wissen, was sie mit der sogenannten freien Zeit anfangen sollen, unternehmen sie zum Zeitvertreib, und wie angesehene Millionäre früher ihre Söhne nach Paris oder London schickten, so lassen sie jetzt diese nach Amerika, Ägypten oder Indien, oder auch um die Erde reisen. Viel sehen heißt viel lernen, das ist wahr; aber Hans Adler kam bald dahinter, daß Gaffen und Sehen zwei verschiedene Sachen sind. In dem

Zeitalter des Dampfes kann man in kurzer Zeit weiteste Strecken durchheilen; in kaum vierzehn Tagen trägt uns das Dampfschiff über den weiten Ocean an die Küste Nordamerikas; in wenigen Tagen durchbraust der Blitzzug die gewaltige Breite der Vereinigten Staaten; eine Reise um die Welt kann unter Umständen eine Kleinigkeit sein.

Nach solchen Reisen auf der breitgetretenen Straße sehnte sich Hans Adler keineswegs. Ihn zog es in unbekannte Fernen, dorthin, wo es noch etwas zu entdecken gab, wo man noch Vorbeern sammeln konnte. Und sein Auge fiel, wenn er den Globus betrachtete, stets auf den großen Kontinent, dessen Inneres noch immer der dunkle Erdteil benannt wird. Von Nord nach Süd, von Ost nach West ist er schon vielemal von mutigen Forschern durchquert worden; aber er ist noch lange nicht erschlossen; nur schmale Streifen der gewaltigen Länder sind uns bekannt; viele Tausende von Quadratmeilen harren noch der Tapferen, welche diese Gebiete dem Wissen der Menschen und der Kultur erobern werden.

Eine Erforschungsreise, das war das Ideal, welches der junge Doktor zu erreichen suchte, und nun stand er auf dem heißen Boden Afrikas, um seine Träume zu verwirklichen.

Der Insel Sansibar gegenüber steigt in nördlicher Richtung die Küste allmählich an, bis sie sich zu mächtigen Bergketten und weiten Hochebenen aufstürmt, über welchen nahe am Äquator ein Riesenberg thront, der trotz der sengenden Glut, welche die Tiefebene verzehrt, ewigen silberglänzenden Schnee auf seinem Scheitel trägt. Der Kilima-Ndjaru, einer der wunderbarsten Berge der Welt, war das Ziel einer Expedition, welche Dr. Adler soeben antrat. Nicht einen flüchtigen Besuch wollte er ihm abstaten; an seinem Fuße wollte er sich niederlassen, hier die Geheimnisse seiner Tierwelt belauschen, den Reichtum seiner Flora ergründen, den Lauf seiner Gewässer erspähen und die wilden Stämme, die dort hausten, kennen lernen; dann wollte er hinaufsteigen zu dem gewaltigen Gipfel und mit einem Blick das weite, weite Land umfassen, auf dem schon zum Teil die Flagge seines Volkes schügend wehte und das über kurz oder lang eine blühende

Kolonie seines Vaterlandes zu werden versprach. Es war seine rebliche Absicht, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen, die später von unternehmungslustigen Nachfolgern verwertet werden konnten, und zu diesem Zwecke brachte er aus Europa treffliche Apparate und Instrumente mit, ein förmliches kleines Laboratorium, um welches ihn mancher Naturforscher beneiden würde.

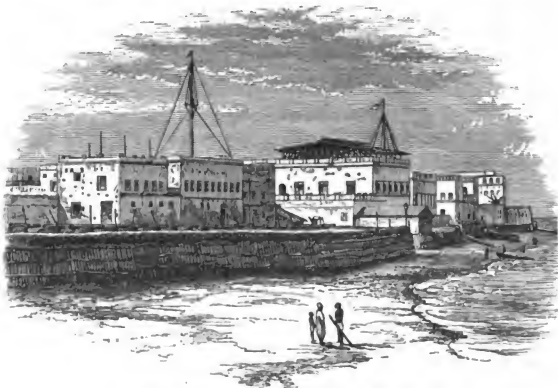
Sanfibar war der Ausgangspunkt seines Unternehmens; denn seit vielen Jahren ist diese Stadt nicht nur der vornehmste Handelsplatz von Ostafrika, sondern auch das Ausfallsthor, von welchem aus alle Forscher ihre Expeditionen nach dem Innern des äquatorialen Afrika zu unternehmen pflegen. Hier hatte auch Adler seine europäischen Wechsel in afrikanische Münze umgesetzt, d. h. weiße und bunte Tücher, Glasperlen, Eisen und Kupferdraht und Schießpulver eingekauft. Für diese Waren sollte er auf seinem Marsche Lebensmittel erstehen, mit ihnen mußte er den Lohn seiner Karawanenleute bezahlen, und in ihnen hatte er den Tribut zu entrichten für die Erlaubnis, an den Abhängen des Kilima-Ndjaru für einige Monate eine Niederlassung zu gründen.

Hier in Sanfibar hatte er auch den Hauptstamm seiner Trägerkarawane gemietet; denn alles, was er mit sich führte, mußte in das Innere des Landes auf dem Rücken schwarzer Menschen getragen werden. Geebnete, fahrbare Wege sind in diesem Teil von Afrika nicht vorhanden; nur schmale, oft kaum ein halbes Meter breite Fußpfade durchschneiden den Urwald und schlängeln sich die Gebirgszüge hinauf; an den zahlreichen Strömen sucht der Reisende vergeblich nach einer noch so einfachen Brücke; höchstens ein Baumstamm verbindet hier und dort die beiden Flußufer; so ist in dieser Wildnis der Mensch das einzige Transportmittel, und um seine Schätze zu befördern, mußte Adler eine Karawane von etwa 100 Trägern zusammenbringen.

Die fünf Sanfibarner, welche in dem geräumigen Zimmer auf seine Rückkehr warteten, waren die ausersehenen Führer der Karawane.

Der älteste von ihnen hieß Ibrahim; wie schon der Name verriet, floß arabisches Blut in seinen Adern. Der Mann war kein Neuling auf afrikanischem Boden; mehr als eine Handels-

karawane hatte er bis zu den großen Seen Victoria- und Albert-Njansa begleitet und sich dabei die Kenntnis afrikanischer Sprachen und viele praktische Erfahrungen erworben. Er stand in dem Rufe eines tapfern, entschlossenen Gesellen, der auch treu und zuverlässig war. Ihm wurde von Dr. Adler der Oberbefehl der Soldaten, der bewaffneten Macht der Expedition, übertragen.



Ansicht eines Theiles der Seefront von Sansibar.

Neben ihm saß ein junger Bursche mit sehnigen Armen und schlanken Beinen, welcher in Sansibar zuerst als Sklave, dann als Kammerdiener eines Kaufmanns beschäftigt war. Die Leute nannten ihn „Leichtfuß“, da er flink war wie die Antilope der Steppe. Er war auserkoren, um Adlers Leibdiener, sein schwarzer Adjutant zu sein.

Ebenfalls in Adlers nächster Umgebung sollte sich stets der dritte der Neger, Abdallah, aufhalten. Auch er war ein vielgereister Mann; denn er hatte die Jagdexpedition eines Tierhändlers einmal begleitet und hatte dabei gelernt, wie man den Löwen beschleicht, leichtfüßige Giraffen und flinke Zebras einholt und den wilden Strauß in die Falle lockt. In der Handhabung

der Büchse war er gut bewandert und wie geschaffen dazu, das Amt des Jägers in der Adlerischen Karawane zu bekleiden.

Der vierte in diesem Bunde war ein breitschulteriger Mann, der nicht mit Unrecht den Namen „Stierkopf“ führte; ihm war es vorbehalten, als Verwaltungsrat zu fungieren, Führer der Lastträger zu sein, auf die Leute zu achten, welche die Warenballen trugen.

Ein überaus wichtiges Amt war Sephas, dem letzten der fünf Obersten, zugefallen. Er war der Koch der Expedition und zugleich der Fouragemeister der kleinen Truppe.

Ibrahim, Leichtfuß, Abdallah, Stierkopf und Sephas waren heute erschienen, um die letzten Befehle ihres neuen Herrn für den Aufbruch der Expedition in Empfang zu nehmen. Morgen sollten die Waren auf eine Dau, eines der leichten Fahrzeuge, welche den Küstenverkehr vermitteln, verladen werden, und dann segelte man nach Mombas, wo noch die fehlenden Träger ergänzt werden sollten.

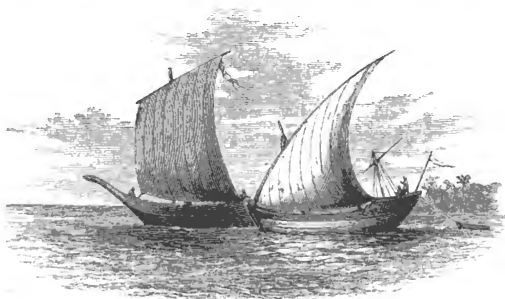
Nachdem das Nötige besprochen worden war, brachen die Leute auf; Ibrahim aber trat auf Dr. Adler zu und flüsterte ihm leise ins Ohr:

„Herr, Sadi, der Schuft, lungert, wie ich sehe, vor deinem Hause. Traue ihm nicht; denn ich sah es, daß er mit deinen Feinden geheime Zusammenkünfte abhält. Seit einigen Tagen verkehrt er in dunkler Nacht mit dem Araber Mohammed am Hafen, der zu den schlimmsten Sklavenhändlern zählt. Sie planen wieder einen Raubzug. Die Anwesenheit eines Weißen im Innern des Landes muß ihnen dabei unbequem erscheinen, und so ist Sadi dazu auserkoren, sich in deine Dienste einzuschleichen und deine Karawane zu verderben.“

„Dank dir, braver Ibrahim“, erwiderte Dr. Adler. „Ich bin gewarnt worden vor dem schmutzigen Menschen, und er wird wohl nie mehr vor der Thür meines Hauses erscheinen. Schau nur zu, daß unter den Leuten, welche ich deiner Obhut anvertraue, kein Verräter sich einschleiche. Im übrigen brauchst du keine Furcht zu haben. Ich bin ebenso mächtig wie andere Weiße, und außer Pulver und Gewehren“, fügte er lächelnd hinzu, „führe ich Zauber mit mir, vor denen selbst du in Schrecken zittern würdest!“

Damit entließ er seinen Kriegsminister, welcher sich langsam entfernte, indem er auf die Ballen, die im Zimmer aufgestellt waren, einen halb forschenden, halb ängstlichen Blick warf. Der weiße Mann trat so sicher, so selbstbewußt auf trotz seiner jungen Jahre. Ob er der Sohn eines großen Zauberers der Weißen war? Es mußte so sein, dachte Ibrahim für sich und beschloß in seinem Innern, ihm ja treu zu bleiben, um seinen Zorn und seine Rache nicht zu fühlen.

Der vermeintliche Sohn des Zauberers stieg indessen die Treppe hinauf und begab sich auf das Dach des Hauses, welches

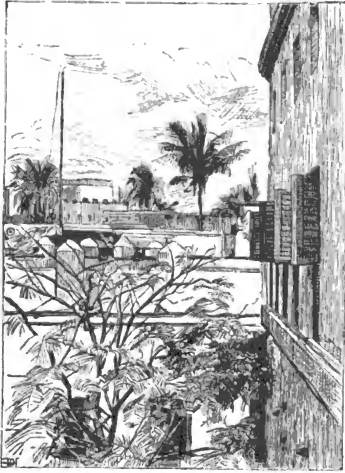


Arabische Daus.

seinem freundlichen Gastgeber, einem Kaufmanne gehörte. Hier war ein hölzerner Aufbau, eine Art Veranda errichtet, die den Lieblingsaufenthalt der vornehmen Sansibarier am späten Abend und in den ersten Stunden der Nacht bildet.

Adler war allein auf dem in eine Art von Drauerie umgestalteten Dache. Die Sonne sank eben im Westen hinter dem Festlande; ein glühender roter Ball. Sie warf ihren wunderbar leuchtenden Schein auf die weite Häusermasse der Stadt, die von dem hohen Standpunkte aus einen prächtigen Anblick dem Auge des Beschauers darbot. Das Paris von Ostafrika lag zu seinen Füßen; eine Riesenstadt, welche 100 000 Einwohner in ihren

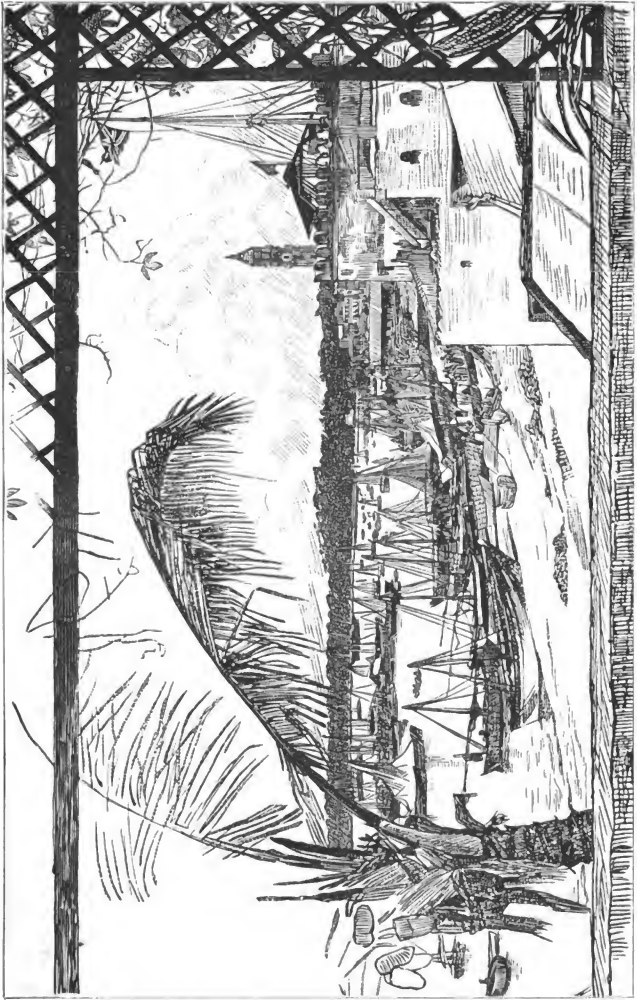
Mauern beherbergt; ein Vabel im wahren Sinne des Wortes, in welchem viele Stämme und Völker nebeneinander wohnen. Dort ragten die spitzen Minarete in die Höhe, manche gar ehrwürdige Bauten, die nach Jahrhunderten zählten und im altmaurischen Stil gebaut waren; hier erhoben sich Häuser, welche europäischen Charakter trugen, und auf deren Zinnen stolz die Flaggen verschiedener Großstaaten wehten: die Konsulate von



Blick über die Dächer.

Deutschland, England, Frankreich und Portugal. Dann kam das Araberviertel mit seinen hohen Häusern und schmalen Straßen; ferner erhoben sich Bazare der Indier und Perfer; hinter ihnen dunkle Haufen niedriger Hütten, die schmutzige Negerstadt.

Im Westen aber erglänzte das Meer, breitete sich der Hafen aus. Hier ankerte ein Kriegsschiff aus dem fernen Europa, ein drohendes Warnungszeichen für den übermütigen Sultan, dessen Palast unter den Feuerschlünden des eisernen Ungeheuers lag, des



Der Hafen von Saufbar, vom Englischen Konsulat aus gesehen.

beredtesten Vertreters der Interessen des europäischen Handels und der europäischen Kultur. Dort fuhr eben ein Handelsdampfer ab, nach dem Roten Meere, dem Kanal von Suez und nach der Heimat, für die er Briefe und ein Lebenswohl der Freunde brachte.



سائید بارجاش

Saïd Bargash, der Sultan von Sansibar.

In langer Linie standen die Segelschiffe mit dem stolzen Mastenwald, und in den brandenden Wogen schaukelten sich ringsherum kleinere Fahrzeuge mit geschwellten Segeln, wie Schwäne mit ausgebreiteten Flügeln, auf der leichtbewegten Wasserfläche. Und wie bunte Entenscharen schwammen dazwischen hin und her

Ruderboote und einfache Kanoes der Eingeborenen, während hundert andere, wie müde, sich zum Schlaf begebende Vögel, auf dem weißen Strande herumlagen und ihre dunklen Leiber zu recken und zu strecken schienen. Dann geschäftiges Treiben der Menschen, die aus der weiten Entfernung das Bild dahinkriechender Ameisen darboten!

Aber nicht lange dauert die Dämmerstunde in den Tropenländern. Bald nach dem Sonnenuntergang färbte sich der dunkelblaue Himmel des Westens mit grünen Tinten, die rasch erloschen, um südliche Sterne leuchten zu lassen. Auch tief unten auf der Erde glommen einzelne Lichter auf, Johanniswürmchen gleich, bis sie plötzlich von einem hellstrahlenden Gestirn verdunkelt wurden. Von der Spitze des Thurmes im Hafen erglänzte elektrisches Licht. Said Bargasch, der Herr der Insel, der Sultan von Sansibar, hat nicht umsonst nach Europa eine Reise unternommen; auch in seinem Babel, in seinem ostafrikanischen Paris schreitet man mit der Zeit vorwärts und kann sich den Luxus einer derartigen teuern Beleuchtung gestatten.

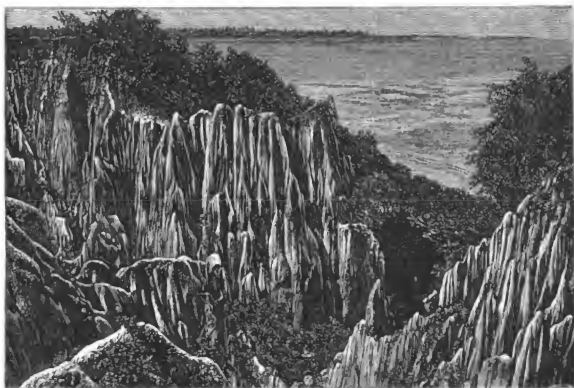
Ja, hier in Sansibar begegnet man auf Schritt und Tritt den Einflüssen europäischer Gesittung, welche wie ein breiter unaufhaltbarer Strom sich über ferne Länder ergießt; aber trotzdem ist dieser Einfluß nur noch einer leichten Tünche gleich, die ein starkes Gewitter wegspülen kann; dann kommt überall die rohe Barbarennatur zum Vorschein, und man erkennt, daß man hier an der Schwelle der Wildnis steht.

Und morgen sollte Dr. Adler diese Schwelle überschreiten!

Fürchtete er die Gefahren, die ihm bevorstanden? Er wußte es wohl, es war kein entarteter Negerstamm, mit dem er in Berührung geraten sollte. Dicht an der Grenze des Massailandes wollte er sich niederlassen, und die Massai standen keineswegs im guten Rufe. Wie einst die Rothhäute Nordamerikas befinden sich diese schwarzen afrikanischen Nomaden unaufhörlich auf dem Kriegspfade; weit und breit in der Umgegend jagt ihr bloßer Name Furcht und Schrecken ein; zahlreiche bewaffnete Karawanen sind ihrer Raubgier zum Opfer gefallen, und Schritt für Schritt fechtend mußten sich viele Reisende den Weg durch diese Gebiete

erzwingen. Aber alle diese Berichte, wie wahr sie auch erschienen, schreckten nicht unsern jungen Freund, ja sie reizten nur seine Unternehmungslust um so stärker. Was die Cooperschen Helden des Lederstrumpf geleistet hatten, das würde auch er vollbringen können. Ibrahim war ja sein Pascha, der zehn Soldaten mit Hinterladern kommandierte, und er selbst führte ein Magazin-gewehr für den Ernstfall mit sich.

Mehr aber als den Feuerwaffen vertraute er anderen Kampf-mitteln: der Überlegenheit seiner Bildung, welche die schwächsten Seiten der Gegner längst erkundschaftet hatte. Die kriegerischen Nomaden staken in tiefstem Aberglauben, und er, dem die Schwarz-künste früherer Jahrhunderte ebenso gut bekannt waren, wie die neuesten Fortschritte der Wissenschaft, welche die Naturkräfte ge-fesselt haben, er würde schon mit jenem Haufen Wilder fertig werden! Sie ahnten ja nicht, welch ein großer Zauberer ihrem Lande nahte, was einige der Kisten bargen, welche dort unten in dem geräumigen Zimmer aufgestapelt waren.



Die roten Klippen auf der Insel Sansibar.

2. Der Sklavenjäger und sein Herr.

Um dieselbe Zeit ging Sadi durch die engen Straßen des arabischen Viertels und blieb in der Nähe des Hafens vor einem großen Hause stehen. Er wurde schon erwartet; denn ein Sklave, der vor dem Thore stand, begrüßte ihn und wies ihn hinauf zu dem Zimmer seines Herrn.

Man konnte sich kaum einen schärferen Gegensatz denken, als die beiden Männer, die sich jetzt allein gegenüber standen. Sadi, nur mit einem Turban und einem Lendentuch bekleidet, bot alle Merkmale eines herabgekommenen Menschen; seine Gesichtszüge trugen deutliche Spuren unregelmäßigen Lebenswandels, wodurch der rohe Ausdruck derselben noch widerlicher wurde; der Körper war mit Schmutz bedeckt. Der Herr des Hauses, bei dem er vorsprach, trug auch einen Turban, aber seinen Leib umhüllte ein weiter Kaftan aus feinem Tuch; ein weißes Hemd schimmerte darunter hervor; goldene Ringe blitzten auf den Fingern und seine leichte Hauschuhe bekleideten die zierlichen Füße. Aber trotz des äußeren Unterschieds schien den Millionär und den Bettler ein geheimes Band aneinander zu fesseln; denn Sadi nahm keineswegs eine demütige Haltung ein.

„Alles gelungen, Sadi?“ begann der Bornehme die Unterredung. „Vergebliche Mühe!“ zischte der Angeredete, „der räudige Hund Ibrahim hat uns ein Schnippchen geschlagen und den Vogel gewarnt. Kannst dich bei ihm bedanken, Mohammed!“

Mohammed stampfte ärgerlich mit dem Fuß.

„Mit solcher Botschaft kommst du? Weißt du nicht, welche Aufträge wir haben? Von allen Seiten verlangt man frische Ware, Arbeiter, Mädchen, und du weißt, daß uns das englische Kriegsschiff die Zufuhr von Aethiopien abgebrochen hat, erst vor

vierzehn Tagen wurde der hoffnungsvollste Transport, 200 Seelen, abgefaßt. Woher soll ich jetzt Ersatz nehmen? Kilima-Ndjaru war meine festeste Hoffnung, und du Tölpel läßt wirklich den Doktor dorthin ziehen, ohne ihn zu begleiten und seine Karawane in der Wüste Njika verdursten und sich verirren zu lassen? Sag einmal, wohin wendest du dich? Wo findest du ein besseres Jagdgebiet als an der Grenze der Massai, wo Krieg und Raub nicht aufhört?“



Skavenhändler von Sansibar.

„Greifre dich nicht, Mohammed! Wahrlich, deine Schuld ist es, daß ich noch hier sitze und immer tiefer ins Elend versinke. Wäre es nach meinem Willen gegangen, ich wäre längst auf und davon gewesen und zählte schon nach Duzenden junge Massai-burschen und Mädchen von Taweta!“

„Narr!“ unterbrach ihn Mohammed, „du würdest wagen, unter den Augen einer Expedition Sklavenhandel zu treiben?“

„Laß mich allein für Schlaueit und Mut sorgen!“ erwiderte Sadi mit überlegenem Lächeln. „Ich kenne die Völkchen rings um den Kilima-Ndjaru besser als du! Man braucht dort nur ein paar Gewehre und einige Fäßchen Pulver unter die Kerle zu verteilen, und der Übermut wird sofort frei und der Teufel geht los! Von meinem Freunde Mandara habe ich dir schon

mehrmals erzählt; der kümmert sich wenig um die Europäer; er hat schon manchen Reisenden und Missionar gesehen und treibt trotzdem Sklavenhandel. Es gilt nur dem gelehrten Herrn Doktor zuvorzukommen und Mandara zu raschem Handeln zu ermuntern. Das aber will ich schon besorgen. Dem einäugigen König Mandara werde ich weismachen, daß Said Bargasch, «der Herr der Insel», unser allmächtiger Sultan, Sklavinnen für seinen Harem und Arbeiter für seine Felder braucht. Du gibst mir ein paar alte Erlasse, Steuerscheine oder Ähnliches; es ist ganz gleich, was darauf geschrieben steht, wenn nur auf den Zetteln der Stempel von Sansibar abgedruckt ist; das Übersetzen und Verlesen der Schrift ist dann meine Sache.

„Ebenso leicht werde ich dem gelehrten Doktor zuvorkommen. Unsere Karawane steht fix und fertig in Pangani. Wenn ich heute nach der Küste hinüberfahre, so kann ich übermorgen aufbrechen. Der Doktor aber wird in Mombas mindestens 4 Wochen lang mit dem Werben der Träger zubringen, und ehe er nach dem Kilima-Ndjaru aufbricht, bin ich längst bei Mandara. Und ob ich dort mit ihm fertig werde? Du kennst doch Sadi!“

„Ja, ja“, erwiderte Mohammed, „das alles klingt sehr schön; wenn aber Adler auf dem viel kürzern Wege über Mombas doch eher ankommt als du...“

„Der—?“ unterbrach ihn höhneud Sadi; „das Milchgesicht! Du brauchst ohne Sorge zu sein! Der ist kein Stanley, der wie ein Sturmwind dahinbraust und alles niederwirft, was ihm im Wege steht! Der ist auch kein Dr. Fischer, der mit blutiger Hand sich den Vormarsch erzwingt und selbst den Massai Schrecken einjagt. Der junge Mann will sich Afrika ansehen, und weißt du, was er thun wird? Zunächst wird er die Palmen anstaunen, dann Bananenpflanzungen zeichnen; jeden Käfer wird er aufheben, sich nach bunten Schmetterlingen müde laufen und vor jedem Rhinoceros mit aufgesperrtem Munde stehen bleiben, als ob es sein wiedergefundener Bruder wäre!“

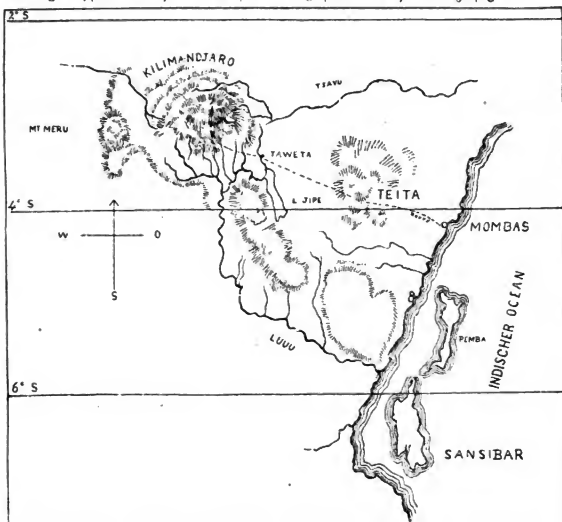
Mohammed lachte. „Schon gut, Sadi!“ jagte er. „Willst du es versuchen, so thue es! Den Vorschuß, den ich dir für die Karawane gebe, gibst du mir mit üblichen Zinsen in Elfenbein

und Sklaven zurück. Erwischt man dich aber, so ist es deine Sache, wie du dich aus der Schlinge ziehst; der Vertrag, den wir unterzeichnen, lautet nur auf Elfenbein!“

„Ich weiß es, Schlauester aller Schlaumeier!“ erwiderte Sadi. „Öffne nur deinen Schrank, und heraus mit den Papieren! Du mußt mich auch anständig ausstatten; denn so kann ich nicht als Karawanenherr erscheinen. Ja, ja! du wirst alles aufschreiben, das weiß ich wohl, Mohammed.“

Und spät in die Nacht hinein dauerte der Handel. Wer von den beiden war wohl der größere Schuft? Sadi der Räuber oder Mohammed der Wucherer?

Gegen den Morgen erst verließ Sadi die Wohnung seines vertrauten Herrn und begab sich schnurstracks in den Hafen; seine Dau hatte längst der Wind in die weite See hinausgetrieben, als Dr. Adler mit seinem schwarzen Stabe am Strande erschien, um gleichfalls nach der Küste des Festlandes hinüberzusegeln.

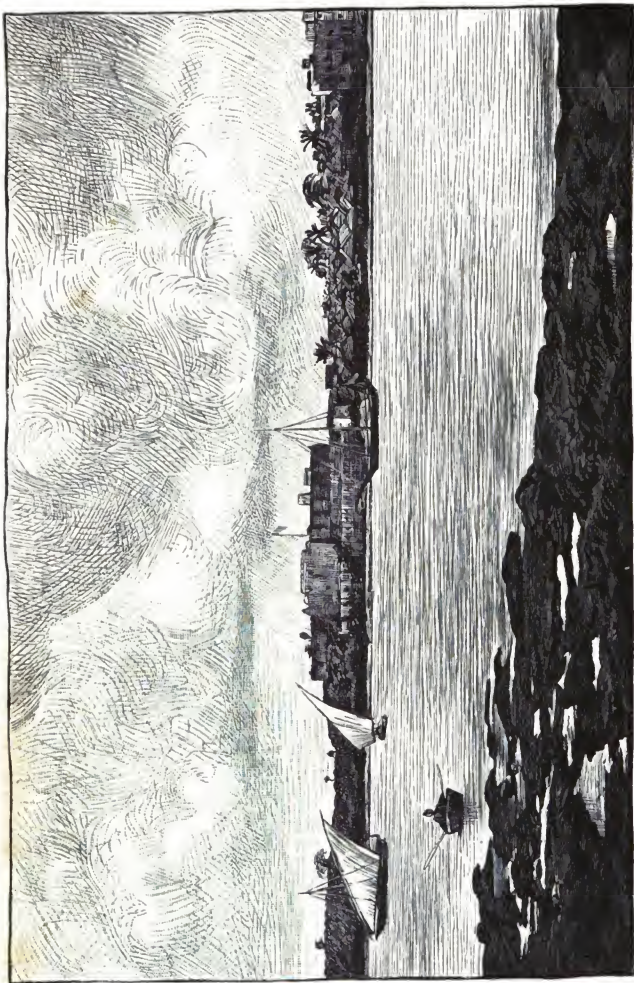


3. Ein Wüstenmarsch.

Als Dr. Adler in Mombas eingetroffen war, gingen allmählich alle Verzögerungen des Abmarsches in Erfüllung, von welchen Sadi seinem Herrn und Freunde Mohammed gesprochen hatte. Unser junger Freund wählte Mombas zum Ausgangspunkt seiner Expedition, weil von diesem Hafensorte der kürzeste Weg nach dem Kilima-Ndjaru führt. Er hatte aber dabei übersehen, daß der Menschenschlag, der in jener Ortschaft wohnt, zu den unzuverlässigsten der Welt gehört. Die Leute sind faul, verdorben, und verstehen sich vortrefflich auf alle Kunstgriffe des Feilschens. Außerdem waren plötzlich die Löhne für Träger ungewöhnlich hoch gestiegen. Fast gleichzeitig mit Dr. Adler war in Mombas ein Agent Mohammeds erschienen, welcher vorgab, ebenfalls eine Expedition nach dem Innern rüsten zu wollen. Es war dies ein schlaues Manöver des Sklavenhändlers, welches dem Weißen viel Schwierigkeiten bereitete. Vierzehn Tage waren verfloßen, bis die nötige Anzahl von Trägern gemietet wurde.

Dann mußten die Waren karawanenmäßig verpackt werden. Das einfache amerikanische Leinenzeug, die bunten persischen Tücher, die farbigen, mit Fransen versehenen Gürtel und knallroten Taschentücher aus Manchester mußten in einzelne Traglasten von je 25 bis 27 kg Gewicht fortiiert werden. Jedes Paket wurde sorgfältig nummeriert, sein Inhalt auf die Umhüllung genau aufgeschrieben, damit der Diebstahl leichter nachgewiesen werden könnte, und schließlich in eine Art von Grasmatte eingeschlagen, die keinen Regen durchläßt.

Auch für eine besondere Verpackung der Glasperlen hatte Dr. Adler Sorge zu tragen. Sie mußten dem Gesichtsmacke einzelner



Atombas.

Stämme entsprechend aufgereiht werden, eine Arbeit, zu der sich die Eingeborenen förmlich drängten. Denn obwohl die Menge der aufzureihenden Perlen genau abgewogen und die abgelieferten fertigen Schnuren ebenso genau nachgewogen wurden, so konnte man trotz der strengsten Aufsicht dennoch den Diebstahl nicht verhüten, und als die Arbeit beendet war, sah man die gemieteten Träger betrunken durch die Straßen der Küstenstadt taumeln. Die biederen Arbeiter verjubilten fröhlich und unter den Augen ihres Herrn den Erlös der widerrechtlich angeeigneten Perlen, die hier zum Teil das bare Geld ersetzen.

Die dritte Hauptware war Eisen- und Kupferdraht, und außerdem hatte man noch Schießpulver, Gewehre und eine Menge Kleinigkeiten mitzunehmen: Spiegel aller Art, Glocken und selbst Mauesfallen.

Als Geschenke für die Häuptlinge führte Dr. Adler allerlei Phantasieartikel mit: Spieldosen, Accordions, Flinten von besonderer feiner Arbeit, Spielfarten und lustige Bilderbücher. Auch Werke der Kellame waren darunter vertreten: riesige Bogen mit farbigen Bildern, wie wir ihnen auf den Anschlagssäulen unserer Großstädte begegnen. Auf dem einen, der die civilisierten Europäer zum Besuch eines Zoologischen Gartens einladen sollte, prangte ein gelber Löwe, auf dem anderen ein schwarzer Elefant; Akrobaten und Seilkünstler aller Art, Indianertruppen und Riesen nebst Zwergen fehlten ebenso wenig wie stramme Neger, auf einem Sack mit Tabak sitzend, die unvermeidliche glimmende Cigarre im Munde. Diese farbigen Riesenbogen verfehlten ja selten ihren Eindruck auf die verwöhnten Kinder der Großstädte, lockten Tausende gebildeter Menschen zum Besuch der seltenen Schaustellungen, sie würden gewiß auch den großen Kindern unter den Palmen und Bananen imponieren. Darin hatte sich Dr. Adler keineswegs getäuscht. Aber seine größten Hoffnungen setzte er doch auf die geheimnisvollen Kisten, von deren Inhalt in der Expedition außer ihm „niemand nichts wußte“.

Endlich am 1. Mai konnte Dr. Adler seiner Karawane das Zeichen zum Aufbruch geben. Er musterte seine Leute: 100 Träger, 10 „Soldaten“ und die fünf uns bereits bekannten Anführer

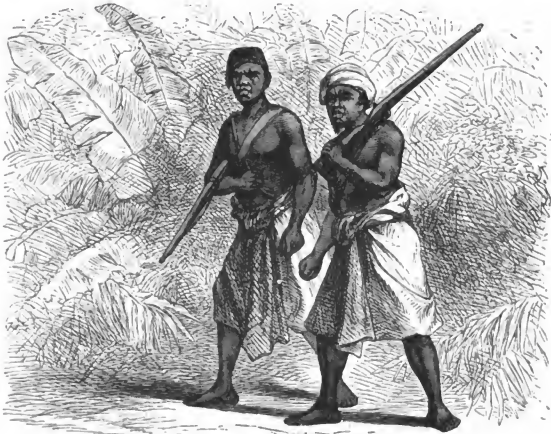
bildeten die Truppe, welche in den letzten Tagen auch durch eine Art Kavallerie, durch zwei Esel verstärkt wurde, die allerdings mehr als Luxuspferde für den Weißen, denn als Lasttiere oder brauchbare Kenner zu betrachten waren.

„Vorwärts! Vorwärts!“ erklangen die Rufe; die Fahne flatterte im Winde; die Gewehre knatterten den Abschiedsgruß und eine wahrhaft afrikanische Musik ertönte an der Spitze des Zuges, den ein Trompeter eröffnete. Vorwärts, vorwärts! In wenigen Stunden sollte die Schwelle der Wildnis überschritten werden.

Zunächst ging noch der Weg mitten durch Palmenhaine, durch wohlgepflegte Pflanzungen und grünende Dörfer der Eingeborenen, aber bald sollten die freundlichen Bilder verschwinden, und was die vorwärts Eilenden jetzt aufnahm, das war kein üppiger Urwald, wie man ihn unter den Tropen erwartet!

Der schöne Mai, der in unserer Heimat durch das frische Grün der Pflanzen, durch die zarten Farben der rauschenden Baumkronen das Auge erfreut, in welchem Schmucke zeigte er sich hier dem fremden Wanderer! Eine öde Landschaft breitete sich vor ihm aus. Der Boden war ausgebröckelt, das Gras verbrannt, daß es unter den Tritten zu gelbem Pulver zerfiel; aus dem funkelnden roten Sande erhoben sich nur hier und dort Mimosen und Akazien mit dürftigem Laubschmuck versehen. Selten nur durchkreuzte man einen kleinen Landstrich, der von einem unterirdischen Gewässer durchzogen war und über den sich frische Weideplätze wie grüne Teppiche ausbreiteten. Die sengenden Sonnenstrahlen erhitzen das Gehirn, und die Phantasie begann sofort ihre unheimlichen Bilder zu gestalten. In den Reihen der Träger hörte man sonderbare Unterhaltungen; bis hierher reichten ja die Raubzüge der Massai; sie hatten erst vor kurzem, allerdings etwas tiefer im Lande, eine Karawane von 60 Personen überfallen, und kein einziger entkam den breiten Speeren der Wilden. Unwillkürlich schauten die Träger bei derartigen Erzählungen nach rückwärts, und Dr. Adler entging es nicht, daß viele der feigen Leute im Stillen die Flucht plantem. Er hatte ja in Sansibar die Suahelisprache gelernt und verstand jedes

Wort ihrer Unterhaltung; aber die Furcht seiner Träger war ihm durchaus willkommen; je weiter er in das Innere vordranga, je länger der Weg von dem nächsten Nachtlager bis zur Küste wurde, desto lebensgefährlicher mußte die Ausführung der Fluchtgedanken erscheinen und desto sicherer waren die Träger an seine Zeichen gefettet.



Leichtfuß und Stierkopf.

Der erste Tag verlief ohne jeden Zwischenfall; die Wasservorräte reichten, und die einzige Sorge, welche dem Oberhaupt der Expedition zu schaffen machte, bestand darin, die faulsten seiner Leute, welche die Ballen niederlegten und nicht weiter wollten, zum Ausharren zu ermuntern. Als wörtliche Ermahnungen nichts fruchteten, mußte der Stock eine deutlichere Sprache reden, und seine überzeugende Kraft war in der That wunderbar groß. Schon die Drohung genügte, um die angeblich Ermatteten zum raschen Lauf zu veranlassen. Das Ehrgefühl trugen ja die meisten Suaheli nicht im Leibe, sondern auf ihrem Rücken.

Als aber das erste Nachtlager aufgeschlagen wurde, brachte die Nacht Kummer und Sorgen. Ibrahim, der Treue, näherte sich seinem Herrn und machte ihm unerwünschte Enthüllungen. Es unterlag keinem Zweifel, daß der Agent Mohammeds einige faule Kunden zu bereben wußte, daß sie sich in die Karawane Adlers einreihen ließen, um bei erster Gelegenheit davonzulaufen und so dem Weißen Schwierigkeiten zu bereiten; das Schlimmste aber war, daß diese Verräter auch andere zur Fahnenflucht zu bestimmen versuchten.

„Da ist Sadi mit im Spiele!“ schloß Ibrahim seinen Bericht; „er hat dir Rache geschworen und sich mit Mohammed verbunden.“

„Ibrahim“, erwiderte Adler, „du überschätze die Bedeutung des verkommenen Bettlers. Wenn du bereits Furcht und Besorgnis verrätst, was sollen erst die anderen thun. Anstatt dich in Vermutungen zu ergehen, halte lieber die Augen auf und Sorge dafür, daß keiner aus dem Lager entwischt. Nimm die zuverlässigsten Leute und stelle für die Nacht Wachen auf. Den strengsten Befehl gebe ich, daß jeder niedergeschossen wird, den man auf einem Fluchtversuch ertappt!“

Und so geschah es; als aber der Morgen graute, fehlten doch zwei Träger bei der Musterung. Wismutig erneuerte Adler vor den Augen der Leute seine Befehle an die Soldaten und ging selbst am Ende des Zuges, nach Mitteln sinnend, wie er der Desertion steuern könnte. Eher als er dachte, gab ihm der Zufall das Mittel in die Hand. Die Karawane hatte gerade ein Dorf passiert, in welchem frischer Wasservorrat gekauft wurde. Dann führte der Weg durch unfruchtbare und dornige Strecken. Die Leute keuchten unter der Last und schienen wirklich in der Hitze viel zu leiden. Aus ihren Worten und Mienen war leicht zu erraten, daß sie jetzt mehr als je an die Flucht dachten. Außerdem wurde in dem Dorfe das Gerücht verbreitet, daß die Massai wiederum auf dem Kriegszuge seien.

„Die Freunde Sadis haben jetzt ein leichtes Spiel“, sagte Ibrahim; „die Träger scheinen eine geheime Verabredung getroffen zu haben, und auch den Soldaten ist seit heute Morgen nicht recht zu trauen.“

Alder blickte verächtlich auf Ibrahim; es durchzuckte ihn jetzt der Gedanke, ob auch dieser Getreue mit dem elenden Sadi und Mohammed nicht unter einer Decke stecke und ihm selbst Furcht einjagen wolle. Der Treueste von allen schien ihm doch Leichtfuß, sein Adjutant, zu sein, der lustig stets neben seinem Herr ging und dessen Jagdbüchse und das Magazingewehr trug. In diesem Augenblicke reifte auch in Alder der Gedanke, Leichtfuß zu seinem eigentlichen Vertrauten zu machen, ein Entschluß, den er nicht zu bereuen brauchte, obwohl später ein anderer sein wirklicher Vertrauter wurde. „Ibrahim“, sagte er darum zu seinem Kriegsminister, „alte Weiber brauche ich nicht, damit sie meine Krieger führen. Wenn ihr, du und deine Leute, so voller Furcht seid, so will ich gleich umkehren und eine andere Karawane mieten, aber für den Schaden und Zeitverlust bist du mir verantwortlich, und nicht du kehrt nach Mombas als Führer zurück, sondern der junge Leichtfuß, der bei weitem tapferer zu sein scheint, als du!“

Da funkelte das Auge des Suaheli auf, und er antwortete ruhig:

„Herr, noch niemals hat Ibrahim sein Wort gebrochen, und du solltest kluge Besorgnis von der Furcht unterscheiden. Wachen will ich über dein Wohl, wie es einem treuen Diener ziemt, und in der Stunde der Gefahr wirst du sehen, wer Ibrahim ist. Aber, Herr, die Gefahr zu unterschätzen, heißt nicht weise handeln!“

Als Ibrahim seine Rede schloß, erreichten die beiden gerade die Spitze eines kleinen Hügels, und ihre Blicke schweiften über eine Landschaft, welche selbst dem Tapfersten Grausen einflößte.

Aus dem verdorrten Grase erhoben sich hier und dort nur einige verkrüppelte Bäume und Sträucher, und der Boden glänzte rötlich in den heißen Sonnenstrahlen, als ob er mit Blut getränkt wäre. Habichte und Geier kreisten über dem Gefilde, auf dem weit verstreut Hunderte von Menschengerippen und bleichen Schädeln umherlagen.

Die Karawane hatte am Fuße des Hügels halt gemacht; die Leute saßen mürrisch in dichten Haufen.

„Sieh, Herr!“ sprach ernst Ibrahim, „hier hatten die Massai eine Schlacht geliefert. Kannst du die Schädel zählen?“

Aldler hatte schon früher Schilderungen afrikanischer Schlachtfelder gelesen und in Zeitschriften Abbildungen derselben gesehen. Im Sudan, wo der Mahdi, der falsche Prophet, so oft in den letzten Jahren die Engländer aufs Haupt geschlagen, bleichten auf dem Wüstenande die Gerippe eines ganzen Bataillons; ein Specialzeichner einer englischen Zeitschrift hatte die schauerliche Scene mit dem Bleistift festgehalten, und das Grausen erregende Bild machte durch ganz Europa die Runde. Die nackte Wirklichkeit überbot hier jedoch in tausendfacher Weise das Werk des Künstlers. Welchen wilden grinsenden Ausdruck zeigten die weißen, von dem roten Untergrunde sich gespenstisch abhebenden Totenköpfe! Ihr Mund schien zu sprechen und die Schrecknisse des Kampfes zu berichten. Selbst Alders Gesichtszüge erblaßten bei diesem Anblick, wie ihn allein die afrikanische Wildnis bieten kann. Aber nur einen kurzen Augenblick war er von dem ungewohnten Eindruck überwältigt; Ibrahim brauchte ihn nicht mehr an die Größe der Gefahr zu erinnern; jetzt wußte er, was seine vornehmste Pflicht war. Der Schar der Verzagten, die dicht zusammengedrängt am Fuße des Hügels herumlagerte, mußte er Muth zusprechen; und sofort faßte er den Entschluß, die Stimmung zu heben und das Vertrauen der Schwarzen zu der Macht des weißen Mannes zu stärken.

Jetzt war die Stunde gekommen, wo der Zauberer seine Künste entfalten sollte, und ein besseres Theater zu seinem ersten Auftreten durfte er schwerlich jemals finden. Die Magier früherer Jahrhunderte, welche ihre geheimnisvollen Gemächer mit Totenschädeln gruselig gestalteten, würden ihn um diesen Schauplatz beneidet haben. Der rot funkelnde Boden der verbrannten Wüste sah wie ein blutbefleckter Teppich aus, die bleichen Gebeine schauten aus ihm hervor als Wahrzeichen des Todes. Unheil verkündende Geier krächzten aus der Ferne; der Himmel, der sich über dem Ganzen spannte, war mit grauweißem Dunst bedeckt, und gelblich schien von ihm die heiße Sonne hernieder.

Nun, die Vorstellung sollte beginnen; Klugheit und etwas Gaukelei würden ihm schon zum Sieg über Wankelmuth und Verrat verhelfen.

Adler wandte sich zu Ibrahim und sagte gemessen: „Was ist die Macht der Massai gegenüber der Macht der Weißen? Du kennst ja, Ibrahim, die Manowari*, welche gewaltige Kanonen führen. Wie der Donner grollt ihre Stimme, und wie der Blitzschlag fährt ihr Geschloß hernieder; es bringt den Palast des Sultans zum Wanken, sprengt Häuser in die Luft und setzt ganz Sansibar in Brand. Glaubst du, ich verfügte nicht über ähnliche Gewalten? Dein Kleinmut soll bald der Lüge geziehen werden!“

Er schritt hinab zu seiner Karawane, ließ eine Kiste öffnen, in welcher er die nötigen Geräte für etwaige zoologische Sammlungen, die unterwegs erbeutet würden, zusammengepackt hatte. Aus einer kleinen Flasche zog er mit einer Kneifzange ein Stückchen weiche glänzende Masse, wickelte dasselbe in ein Stück Papier und steckte es vorsichtig in den ledernen Beutel, den er an der Seite trug. Dann winkte er Leichtfuß heran und ließ sich das Magazingewehr und die Patronentasche geben.

Neugierig betrachteten die Neger sein Treiben; denn er gab sich alle Mühe, möglichst ernst auszugehen; das was er jetzt vorhatte, mußte von durchgreifendem Erfolg begleitet sein, oder die Hoffnungen, die er auf seine Zauberkünste gesetzt, waren dahin.

Er rief jetzt die ganze Karawane zusammen; in weitem Halbkreis stellten sich die schwarzen Burschen vor ihm auf; Spannung lag auf den Zügen aller.

„Suaheli“, redete sie Adler an, indem er sich auf sein Gewehr stützte, „ich sehe Furcht in euerm Antlitz und merke euch die Luft an, heimwärts zu kehren. Euch schreckt die Kunde, daß die wilden Massai wieder auf dem Kriegspfade wandeln, und ihr fürchtet, daß ihr bald das Schicksal derjenigen teilen werdet, deren Gebeine hier auf der blutroten Erde als Zeichen des Kampfes bleichen! Ihr möchtet mich zur Umkehr bestimmen; aber eure Reden und euer Murren sind vergeblich. Ich ziehe vorwärts

* Manowari nennen die Eingeborenen die europäischen Kriegsschiffe; das Wort ist entstanden aus der englischen Bezeichnung für die Kriegsschiffe „man of war“.

und lasse keinen von euch frei. Wer trotzdem feig davonläuft, der mag sehen, wie er mit heiler Haut die Küste erreicht. Ich weiß es wohl, daß die Krieger der Massai wie Hyänen um uns in weiter Ferne kreisen und jeden, der davonläuft, erbarmungslos niedermachen oder als Sklaven fortschleppen werden.

„Die Massai sind klüger als ihr, und begnügen sich mit dem leichten Raub, den sie an Feiglingen begehen können. Mich werden sie niemals angreifen, denn vor mir schreitet die Furcht und der Ruf meiner Macht. Die Massai haben nur Speere und Keulen; meine Soldaten haben Hinterlader, und ihr wißt alle, wie schnell sie damit feuern können. Aber mächtiger noch als alle die Hinterlader, ist das Gewehr, das ich hier halte, es ist ein Zaubergewehr, welches zwölfmal so stark ist, als jeder Hinterlader. Ihr könnt euch überzeugen, zählt, wie viele mal diese Büchse die tödliche Kugel sendet, und wie rasch aufeinander ihr Mund sprechen kann! Paßt auf und zählt, Suaheli!“

Dieses Schweigen herrschte, als jetzt Dr. Adler das Magazingewehr an die Wange legte; rasch hintereinander knallten die zehn Schüsse; keiner von den Schwarzen vermochte zu zählen; Staunen und Schreck malten sich in ihren Zügen, und viele sanken zitternd zu Boden.

Adler konnte mit dem Eindruck zufrieden sein, und laut rief er jetzt:

„Laßt nur die Massai kommen und gegen dieses Zaubergewehr kämpfen! Sie werden sich hüten, und Frieden bei einem Manne suchen, der solches vermag. Freilich“, fügte er hinzu, „gehört das Gewehr nur dem, welcher die Macht besitzt, Wasser in Flammen zu verwandeln.“

Erstaunt sahen sich die Neger an, nicht nur diejenigen von der Küste, sondern auch die Führer, wie Ibrahim und Abdallah, welche schon etwas von den Magazingewehren gehört hatten und denen die Ansprache Adlers und seine Anpreisung des Zaubergewehrs etwas windig vorkommen mochte. Auf diese waren auch die letzten Worte gemünzt. „Leichtfuß!“ rief Adler nach einer Pause, „bringe ein Becken mit Wasser; ich will euch zeigen, daß ich diese Macht besitze!“

Und als Leichtfuß rasch das Gewünschte herbeiholte, rief wiederum Adler:

„Ibrahim, Stierkopf, Abdallah und Sephas, tretet näher heran! Ueberzeugt euch, daß ich ohne Falsch bin und die Wahrheit rede!“

Die Gerufenen näherten sich langsam dem plötzlich so ominös gewordenen Becken; man sah ihnen an, daß in ihren Seelen der Unglaube mit Furcht kämpfte. Die übrigen standen wie festgebannt, als ob sie alle der versteinernde Blick der Medusa getroffen hätte.

Adler aber griff unbemerkt in die Ledertasche, holte aus derselben das metallisch glänzende Stück und warf es in das Becken mit dem geheimnisvollen lauten Spruch: „Natriummetall, thue deine Pflicht!“

Und das Metall, welches einen Bestandteil unsers Kochsalzes bildet, that seine Pflicht nach den unveränderlichen Naturgesetzen. Zischend fiel es in das Wasser; es schwamm auf der Oberfläche desselben mit großer Schnelligkeit hin und her, und mit ihm fuhr auch eine sichtbare züngelnde Flamme in schnellen Windungen über das Wasser. „Feuer lege dich!“ rief Adler, der sich an den versteinerten Gesichtern seiner tapferen Karawanenführer weidete, als das Stückchen Natriummetall zusammenschrumpfte. Während aber die Flamme langsam erlosch, murmelte er noch den Satz, welcher den Schlüssel des Zaubers enthielt, aber nur für Eingeweihte verständlich sein durfte:

„Aus Sauerstoff und Wasserstoff ist das Wasser zusammengesetzt. Bringt man das Element Natrium mit demselben in Berührung, so zersetzt es das Wasser; der Wasserstoff wird frei und entzündet sich an der Luft, der Sauerstoff aber verbindet sich mit dem Natrium, und was da übrigbleibt ist Natronlauge!“

Und als der kleine chemische Prozeß zu Ende war, wusch er sich mit der schwachen Lauge Gesicht und Hände und schüttete das Wasser in einem Kreise um sich aus. Er blieb sehr ernst dabei, aber im Stillen lachte sein Herz; seit jeher saß ja dem lustigen Hans Adler der Schalk im Nacken.

Er hatte Glück; denn jetzt unterstützte ihn auch der tropische Himmel; im Westen ballte sich ein düsteres Gewölk zusammen; von fernher grollte der Donner; ein Gewitter zog am Rande des Horizontes, als ob ein böser Geist, den der Zauberer herbeigerufen hatte, mit Sturm und Blitz jetzt davonführe.

„Suaheli!“ sprach Adler von neuem, bevor sich seine Leute von dem Schrecken und Staunen erholt hatten, „vor den Massai will ich euch auf dem Marsche nach dem «Berge des Kälte-Dämons» * beschützen, aber mein Fluch folgt allen, welche heimlich die Karawane verlassen!“

Er reichte jetzt Leichtfuß die Flinte, wischte sich den Schweiß von der Stirn und gab den Befehl zum Aufbruch. Die Meuterei war im Keime erstickt; schweigend, fast zitternd gehorchten ihm aufs Wort die Leute; aber Adler sah jetzt auch ein, daß er die Pflicht habe, ein Zusammentreffen mit den Massai zu verhüten; er rief Ibrahim heran und empfahl ihm doppelte Vorsicht.

So verließ die Karawane die schauerliche Ebene des Todes.

Es war ein wunderliches Land, durch welches jetzt Dr. Adler marschierte. Der Buschwald, der hier und dort sich erhob, erschien ein vollkommenes Wunderwerk pflanzlicher Ungeheuerlichkeiten; seine Bestandteile bildeten Gebüsch, in welchen große Dornen die Stelle angenehmen Laubwerks einnahmen; einige Arten Euphorbien, Aloë mit ihren abwehrenden dicken, stacheligen Stellvertretern von Blättern. Die höher gewachsenen Bäume zeichneten sich hier durch seltene Armut an grünen Blättern und eine große Zahl knorriger häßlicher Zweige aus; nur die Sago-bäume erhoben über die starren Massen ihre vornehmen palmenartigen Blätterkronen. Dieses merkwürdige Dschungelbild wird noch undurchdringlicher durch große anscheinend laublose Schlingpflanzen, welche sich längs des Bodens mit ihren an ungeheuerer Schlangen erinnernden Riesennarben hinwinden, Bäume und Büsche in eiserner Umarmung umklammern, und mit ihrem Flechtwerk eine verworrene Masse herstellen, die so schwierig zu be-

* Die Übersetzung des Wortes Kilima-Ndjaru: Kilima=Berg, Ndjaru der Name eines Dämons, welcher Kälte bringt.

schreiben wie wegzuräumen ist. Und doch sind diese Dschungel die einzige Zuflucht der Eingeborenen dieses trostlosen Landstriches. Inmitten eines solchen Busches erheben sich ihre Wohnstätten und hier können sie den räuberischen Massai ein Schnippchen schlagen.



Echtingpflanzen im Galeriewald.

Es giebt keinen gangbaren Weg hinein, als durch eine gewundene Gasse, in welche kein Wilder, der sein Leben lieb hat, sich nur einen Augenblick wagen würde. Ohne solchen natürlichen Schutz würde das Land Duruma jetzt eine völlig unbewohnte Wüste sein.

Die Massai ließen sich nirgends blicken, und so konnte Dr. Adler den Marsch ungestört fortsetzen. Bald aber stellte sich ihm ein neuer Feind entgegen: der Wassermangel. Den mitgenommenen Wasservorrat hatten die Suaheli in überraschend kurzer Zeit ausgetrunken, und jetzt hieß es unterwegs Wasser schöpfen. Stellenweise war aber guter Rat teuer. Von Quellen war nirgends eine Spur zu finden; nur hier und dort sickerte das Wasser in kleinen runden Löchern an die Oberfläche. Es war ein Trank, der sich durch recht viel „Körper“ und „Bouquet“ auszeichnete, und er erinnerte stark an Straßenspülwasser und Sepiatinte. Es gehörte eben starker Durst dazu, um diesen Schlammbrei zu trinken.

Eines Abends brachte der schwarze Adjutant Adlers ein Becken dieses Wassers und wollte damit die Füße seines Herrn waschen. Adler wies das Ansinnen zurück und dachte im ersten Augenblick, Leichtfuß erlaube sich einen schlechten Wit, und doch war das sein voller Ernst; Adler selbst hatte ja vor einer halben Stunde dieses köstliche Naß getrunken!

Am folgenden Tage sollte der Wassermangel noch fühlbarer werden. Die Karawane gelangte in ein echtes Wüstengebiet; selbst die kleinen runden Pfützen, aus denen man bis jetzt schmutziges Wasser schöpfen konnte, waren verschwunden; die Sonne strahlte heiß hernieder, und auch der Himmel schien von der Hitze zu glühen, daß er ausjah wie ein glänzender weiß-silberner Schild; nur niedrige Mimosen und dorniges Gestrüpp wuchsen in der Ebene, und nirgends breitete ein Baum seine Äste, um kühlenden Schatten zu spenden.

Die Träger hatten ihr Wasser rasch ausgetrunken; schon um die Mittagszeit war kein Tropfen mehr vorhanden, und der Durst mit allen seinen Qualen wurde zum stetigen Begleiter der Vorwärtsschreitenden. Auf dem erhitzten Boden wurden die Füße wund und mit Blasen bedeckt, und doch gab es keine Rast, keinen Aufenthalt. Vorwärts, vorwärts! war die einzige Lösung, dem Gebirge entgegen, in welchem reichliche Quellen flossen.

Zauberhafte Bilder gaukelte Dr. Adler die Phantasie vor; er sah aus der blauen Hüggelfette kühle Bäche hervorsprudeln, hörte

Wasserfälle rauschen; er trug jetzt alle die Leiden, welche der Wüstenreisende so oft durchkosten muß. Freilich, er hätte sich leicht helfen können; unter den Vorräten, welche die Schwarzen trugen, befanden sich auch einige Flaschen Wein; aber er kämpfte standhaft jede Versuchung nieder; der Wein war ja Medizin, ein kostbares Stärkungsmittel für die Stunde der größten Ermattung; und dann, diese paar Flaschen hätten ja den Durst der hundert Leute nicht gestillt, und er mußte seinen Untergebenen selbst das Beispiel geben, wie man Entbehrungen ertragen könne. Die großen Feldherren früherer Zeiten imponierten ihren Soldaten durch männliche Ueberwindung von Frost und Kälte, Hitze und Durst. War er nicht gleichfalls ein Feldherr, wenn auch im kleinen? Wohl! diese Betrachtungen stählten seine Energie; jetzt schritt er erhobenen Hauptes an der Spitze der Karawane.

Endlich kurz vor Sonnenuntergang erreichte man den Fuß eines Gebirgszuges, in dessen Schluchten sicher Wasser zu finden war. Es wurde halt gemacht, die Leute warfen sich ermüdet auf die Erde nieder; einige von ihnen brachen auf, um Wasser zu suchen und es in den Kalebassen den Halbverdursteten zu bringen.

Auch Adler ruhte jetzt in dem schwachen Schatten eines blattlosen Busches; er achtete nicht, daß er seine matte Hand auf einen Ameisenhaufen gelegt hatte; ein brennender Stich belehrte ihn, daß er in der Wahl seines Ruheplatzes hätte vorsichtiger sein sollen. Vergeblich versuchte er mit der verdorrten Zunge die trockenen Lippen zu befeuchten; er versiel in einen Zustand vollster Ermattung und lag regungslos da; er sah, wie kleine Eidechsen sich an seinen Kopf heranschlichen und ihn mit den klugen Augen beobachteten, als ob sie ihn foppen wollten; er fühlte sich machtlos und wünschte, daß die Nacht bald hereinbrechen und ihn mit ihrem Tau erfrischen möchte, denn es durften noch Stunden vergehen, bis die Wasserträger als rettende Engel mit ihren Wasserkrügen erscheinen würden. In der That kehrten die Leute erst gegen Mitternacht in das Lager zurück und brachten köstlichen, klaren und kühlen Trank.

Leichtfuß reichte Dr. Adler die Kalebasse und erzählte dabei,

daß hoch oben auf dem Berge, welcher etwa 1500 m hoch war, sich das Wasserbecken befinde.

Zu diesem hochgelegenen Reservoir wurden sofort neue Mannschaften von der Karawane geschickt, und am frühen Morgen war für den ganzen nächsten Marschtag genügender Wasservorrat zur Stelle geschafft.

Dr. Adler aber schließ diese Nacht außerordentlich ruhig; er brauchte nicht zu fürchten, daß seine Leute nach dem mühevollen Wege einen Fluchtversuch machen würden, und er war auch froh, daß die Durstigen den Zauberer nicht in Anspruch nahmen, damit er, der Wasser in Feuerflammen verwandeln konnte, aus dem glühenden Wüstensande Quellen hervorrieseln ließe. Übrigens lag der schlimmste Teil des Weges, die Wüste, welche Njika genannt wird, nunmehr hinter dem jungen Forscher; bald sollte er Gebiete betreten, welche der ewige Schnee des Kilima-Ndjaro mit lebendem Wasser versorgt.

Sobald aber in den nächsten Tagen freundlichere Landschaft durchmessen wurde, tauchte in seinen Begleitern wiederum die Furcht vor den wilden Massai auf, und Ibrahim hatte wiederum heimliche Sorgen wegen vermeintlicher Desertionsgelüste der Suaheli.

Dies bewog Dr. Adler, seinen Marsch noch mehr zu beschleunigen. Gern hätte er an manchem Orte länger verweilen mögen. Hier zogen seine Aufmerksamkeit die Eingeborenen auf sich, welche jede Kleidung im europäischen Sinne des Wortes verschmähen, dafür aber ihre dunkle Haut mit einem Firnis aus Lampenruß und Kastoröl überziehen. Diese Art von Druckschwärze, die nebenbei gesagt abscheulich riecht, gewährt ihnen einen angenehmen Schutz gegen die Hitze des Tages und die Kühle der Nacht. Er bewunderte auch die Damen dieser Negerstämme, welche, obwohl sie keine Kleider besaßen, unter der Last des Schmuckes dennoch keuchen mußten. Sie rasieren das Haar auf ihrem Haupte und lassen nur ein Büschel stehen, welches sie mit Perlenbändern durchflechten, welche über die Ohren und Schultern herabhängen; sie tragen in den Ohren schwere Glasringe, entfernen sorgfältig die Wimpern ihrer Augenlider und feilen sich die Zähne spitz,

daß sie dem Gebiß eines Krokodils nicht unähnlich sehen. Dann wickeln sie je 30 Glasperlenstränge um die Schultern und 200 Perlenstränge um die Brust, legen ein Perlenhalsband um den Hals, daß das Kinn hoch getragen werden muß; in ähnlicher Weise werden Hüften, Arme und Beine verziert, bis die Toilette fertig ist und der etwa 30 Pfund wiegende Schmuck den schwarzen Körper verschönt. So brauchen diese „Naturkinder“ nicht weniger Zeit für ihre Toilettenkünste als manche vornehme Salondame,

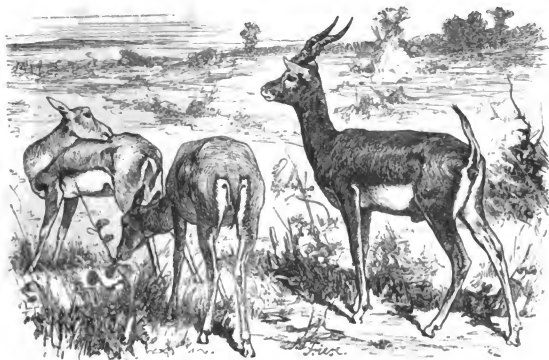


Frauenschmuck.

und müssen sich wohl ausruhen, wenn sie mit der ernstesten Arbeit des „Ankleidens“ fertig sind.

Ebenso wie die Menschen in den Dörfern fesselten auch in der parkartigen Ebene die wilden Tiere Adlers Aufmerksamkeit. Bald grasen Rudel von Antilopen in der Nähe seines Weges, bald huschte in naher Entfernung ein Trupp flinker Zebras an ihm vorüber; er fand Spuren der Nashörner und sah einmal sogar den König des Tierreichs, den stolzen Löwen durch das hohe Gras schreiten und langsam im Busch verschwinden; aber er ließ sich niemals zur Jagd verlocken; er blieb vor keinem Rhinoceros stehen, ließ sich nicht müde auf der Jagd nach sonder-

baren, seltenen Schmetterlingen; sein Auftreten strafte Sadi's Behauptung Lügen. Dr. Adler schien nur eine Lojung zu haben und diese hieß: „Vorwärts, vorwärts!“ War er einmal am Orte seines Ziels angelangt, dann konnte er in Ruhe die Freuden des Nimrods und des Naturforschers genießen. Er handelte durchaus richtig, und was er mit jedem Tagemarsche gewann, das ahnte er in jener Zeit gar nicht. Er wußte noch nicht, daß im Süden eine andere Karawane unter Sadi's Führung, gleichfalls mit dem Aufgebot aller Kräfte, aber auf weiteren Umwegen, dem Kilima-Ndjaru zustrebte, und unsere Leser wissen bereits, daß diese Karawane den Feind des jungen Forschers vorstellte.



Antilopen.

4. In der Waldfeste.

Eher als er gehofft, hatte Adler die unwirtliche Wildnis durchreist und stand jetzt vor den Thoren des tropischen Waldes. Und nicht bildlich sind diese Worte zu verstehen. Ein Thor im



Eintritt in die Waldregion.

vollsten Sinne eröffnete den Zutritt zu den schattenreichen Hainen, welche den von der glühenden Hitze der Njika Erschöpften wie ein Paradies erschienen. Der Pfad war an einer Stelle durch riesige Baumstämme verlegt, und diese ließen nur eine schmale, etwa 1 m hohe Öffnung, durch welche die Karawanenleute selbst hindurchkriechen und die Traglasten durchschmuggeln mußten.

Hinter dieser Schranke befand sich eine kleine viereckige Kammer, durch die man zu einem zweiten Waldthore gelangte. Erst hinter diesem hatte man freien Zutritt zu den herrlichen Waldungen von Taveta, einem der schönsten Landstriche Ostafrikas. Und wie das Land einer grünenden Oase in dürrer Wüste gleicht, so ragt auch das Völklein der Tavetaner als eine blühende Kulturinsel mitten in dem brausenden Meere wilder räuberischer Stämme hervor. Der dichte Wald bot den fleißigen Ackerbauern einen natürlichen Schutzwall; sie verwandelten alle Zugänge zu demselben in Festungsthore und konnten in dieser natürlichen Burg ihren feindlichen Nachbarn trohen. Mit Flinten bewaffnet hatten sie von den grünen Bastionen mehr als einmal die Räuber zurückgewiesen, bis ihre Macht erstarkte und die Nomaden Taveta in Ruhe ließen. Dafür kehrten in der Waldveste um so fleißiger friedliche Karawanen ein, die hier Lebensmittel in Hülle und Fülle fanden, und Taveta wurde zu einer freien Handelsstadt, zu einem ostafrikanischen Nürnberg oder Augsburg. Und frei ist in der That dieses Stück Erde, kein König, kein Häuptling herrscht über dessen Bürger; Taveta ist eine Art Republik, die von einem Rat der Ältesten verwaltet wird. Noch einen andern Vorzug mußten ihr auch unsere Reisenden nachrühmen; das Festungsthor war nicht mehr von Soldaten besetzt, da Feinde längst Taveta mieden; aber es wurde in Friedenszeiten auch nicht zu einem Zollthor umgewandelt; die freie Handelsstadt bot freien Durchzug durch ihr blühendes Gebiet.

Aber die Fremden mußten sich Anstands halber anmelden. So ordnete Dr. Adler seine Karawane; wiederum flatterte die Fahne an der Spitze des Zuges; wiederum machte sich die afrikanische Kapelle bereit, und nun ertönten Gewehrjalden, die endlos im Walde widerhallten und so mächtig dröhnten, als ob eine Batterie zu Kaisers Geburtstag die üblichen Schüsse löste. Das war der Gruß der friedlich nahenden Fremden, und Bum! Bum! tönte es bald von Taveta herüber, die Erwiderung des Grußes, ein freundliches Willkommen!

Der Wald wurde lichter und nun wechselten mit dichten Painen wohlgepflegte Pflanzungen ab; hier gediehen Bananen,

Reis, Zuckerrohr und süße Kartoffeln und mitten aus dem üppigen Grün lugten hier und dort bienenkorbähnliche Hütten hervor, Menschenwohnungen und Viehställe zugleich. Nicht allein Ziegen,



Banane oder Pisang.

Zwergschafe und Geflügel bargen diese afrikanischen Bauernhöfe; in diesem gesegneten Landstriche gedeiht auch das Rindvieh, und fette Kühe bilden den Stolz tarvetanischer Frauen.

Aber vergebens suchte das Auge nach einer Anhäufung von Häusern, nach Städtchen oder Dörfern in unserem Sinne des Wortes; die ganze Gasse war bewohnt, aber die Hütten lagen einzeln zerstreut, durch Wald und Pflanzungen voneinander getrennt, wie eine Kolonie von Freibauern, die sich stundenlang am Wege dahinzieht.

Mitten durch das Land rauschte der Lumifluß, welchen das Schneehaupt des Kilima-Ndjaru entsendet; er weist zahllose unterirdische Adern auf, welche das Erdreich durchfeuchten, niemals versiegen und die Quelle der Fruchtbarkeit bilden. Auf solchem feuchten Untergrunde gedeiht üppig die tropische Vegetation; Riesensäulen springen förmlich aus der Erde hervor; schlank, ästellos ragen ihre Stämme bis zu 30 m in die Höhe, und erst hier breiten sie ihre mächtigen Kronen aus, verschlingen ihre Zweige mit denen ihrer Nachbarn und bilden ein schattiges Laubdach. Nur hier und dort bricht sich durch kleine Spalten und Öffnungen der Sonnenstrahl Bahn; er schillert grün auf zitternden Blättern, er leuchtet farbenprächtig auf bunten Blumen, er spiegelt sich wieder in dem bunten Gefieder der Vögel. Eine Feerie umringt den staunenden Reisenden, denn die hohen Stämme sind keineswegs kahl, wie die düsteren Pfeiler eines dichten Fichtenwaldes. Aus dem Boden sprießen Schlingblumen empor und ranken an den Bäumen; Lianen lassen sich von den Baumkronen hernieder und bilden hier und dort wahre Guirlanden, ewig grüne Triumphportale, in welchen tausend Blumen leuchten und tausend Vögel ihre Lieder schmettern.

Ah, wie gern wollte Dr. Adler in diesem Paradiese länger Rast halten! Welche herrliche Ausbeute versprach ihm der Wald! Mit diesen Wünschen und Gedanken ließ er sich in seinem Zelte nieder. Taveta, das Paradies, in welchem man weder Durst noch Hunger zu leiden brauchte, verließ aus eigenem Antriebe sicher kein Suaheli. Da trat Ibrahim vor ihn. Er schien wiederum von Sorgen geplagt zu sein. Freilich, er war hinübergegangen zu dem Lager schwarzer Kaufleute, die eben in Taveta Rast hielten, und da gab es afrikanischen Klatsch, Schauermärchen von den wilden Massai.

Oh, diesmal ließ sich Ibrahim nicht so leicht werfen, und auch Adler hörte ihm gar ernst zu.



Suckerrohr.

„Es ist so, Herr“, sprach der Kriegsminister der Expedition,
„die Leute sahen es mit ihren eigenen Augen, wie Sadi die

Karawane rüstete, und hörten wohl, daß er nach dem Kilima-Ndjaru aufbrechen wolte. Es ist so, wie ich sage, und es wird auch alles so kommen, wie ich fürchte. Wo Sadi erscheint, da hört der Friede auf, da beginnt der Krieg; denn dieser bringt Gefangene, billige Sklaven. Sadi wird wiederum mit Mandara auf dem Kriegspfade wandeln, und wehe den Dörfern, in welche er eindringt! Der türkische Panther und der reizende Löwe sind barmherziger als dieser Bluthund.“

„Und du meinst, darum sollte ich umkehren?“ fragte spöttisch Dr. Adler. „Nein, mein Lieber, da kennst du mich schlecht. Deine Nachrichten sind wohl wichtig, das gebe ich gern zu. Aber das einzig Richtige, was ich thun kann, ist, Sadi zuvorzukommen. Nun, wir haben, Gottlob! den Vorsprung. Noch morgen brechen wir auf. Auf zu Mandara!“

Gegen diesen Entschluß half kein Kopfschütteln, halfen keine noch so wohlüberlegten Reden Ibrahims, der mit schweren Sorgen sich zur Nachtruhe niederlegte. Auch von Adlers Augen wich lange der Schlaf, obwohl die Luft erfrischend kühl war und keine Moskitos ihn plagten. Er dachte darüber nach, wie er den als grausam verschrienen Mandara für sich gewinnen sollte, überlegte die Größe der Gefahr, in die er sich begab, und die Umgebung trug auch wenig dazu bei, frohe Hoffnungen in ihm zu erwecken. Die Lagerfeuer brannten düster, warfen unsichere Lichter auf die schwarzen Baumgruppen. Der Wind fuhr seufzend durch die Äste; aus der Ferne tönte anwidernnd das häßliche Gelächter der Hyänen, und dazwischen erhob sich markererschütternd das dumpfe Brüllen der Löwen.

Aber die Sterne leuchteten mild und friedlich hernieder, und aus ihren verworrenen Gruppen hob sich deutlich das südliche Kreuz ab; es war ja das Zeichen des Sieges, und bei diesem Gedanken schlummerte Dr. Adler ruhig ein, unbekümmert um Sadi und seine finstern Pläne. In dem Walde aber mischten sich unter das Geheul der wilden Bestien, Klänge der Musik und froher Gesang. Die Tawetaner hielten nächtliche Tänze ab. So war das Nachtleben dieser seltenen Waldveste beschaffen; ein buntes Gemisch urwüchsigter Wildheit und ausgelassener Freude!

Am andern Morgen stand die Karawane vor der Brücke des Lumiflusses, um ihren Marsch fortzusetzen. Die Leute waren mürrisch; denn sie dachten, daß in Taweta in üblicher Weise einige Tage oder gar Wochen Raft gehalten würde. Um ihren Aufenthalt möglichst angenehm zu gestalten, hatten sie bereits am verflissenen Abend versucht, den Tawetanern Respekt vor der neuen Karawane einzulößen, und erzählten den biedern Schwarzen Wundergeschichten von dem großen Zauberer, in dessen Dienste sie getreten waren. Infolgedessen waren auch die Tawetaner mit dem eiligen Abmarsch Dr. Adlers wenig zufrieden; in vielen Hütten gab es böse Krankheiten, allerlei Zauber, gegen den der weiße Mann hätte sicher helfen können. Nun zog er von dannen und ließ sich durch ihre Bitten nicht bewegen, wenigstens noch einen Tag in der grünen Waldstufe zu verweilen. Jetzt stand er vor der Brücke und gab den Befehl über den Fluß zu setzen. Freilich beim Anblick dieser Brücke mußte er unwillkürlich lachen. Ihre Geschichte war ihm nicht unbekannt; ein Afrikareisender hatte den denkwürdigen Bau derselben in seinem Werke verewigt.

Vor einigen Jahren wurden die Wataweta häufig von wiederholten Hochfluten belästigt, sodaß die Furt durch den vom Schnee des Kilima-Ndjaru genährten Fluß gefährlich und selbst unmöglich zu passieren war; insolgedessen wurde die Verbindung zwischen den beiden durch den Lumi getrennten Hälften der Kolonie öfters völlig unterbrochen. Die Idee, den fünf Meter breiten Bach zu überbrücken, lag jedoch zu hoch für den Geist eines Eingeborenen, und deshalb schlossen die Ältesten von Taweta einen Vertrag mit einem Suaheli-Kaufmann, die Arbeit für sie auszuführen. Der Preis sollte ein Stier sein. Der Händler in Elfenbein und Sklaven besann sich nicht lange, wie das Ding zu machen sei. Er wählte einen der schönsten und geradesten Stämme aus, welche am Flußufer wuchsen, machte sich mit seinen Leuten daran ihn umzuhauen und legte ihn nach einer Anzahl Athziehen nahe der Wurzel nieder. Der Baum fiel gerade quer über den Fluß von Ufer zu Ufer; die überflüssigen Äste seiner laubreichen Krone wurden abgekappt, und eine Brücke, wie die Eingeborenen sie nur wünschen mochten, war fertiggestellt. Da jedoch der Baumstamm

so rund wie ein Cylinder geblieben und durch den beständigen Übergang mit nackten Füßen ganz glatt und schlüpfrig geworden war, so bot er dem Fuß nur einen unsichern Halt, und ein Sturz in das nasse Element war die angenehme Beigabe, welche einem im Turnen gerade nicht Geübten bei diesem Brückengang bevorstand.

Mit Affengewindigkeit setzten jedoch die schwarzen Träger mit den schweren Lasten auf dem Kopfe über diesen schmalen Steg, und auch Adler folgte ihnen auf dem Fuße. Die Pflege des edlen Turnens auf dem Gymnasium kam ihm jetzt trefflich zu statten.

Die Karawane war nicht vollzählig; zwei hervorragende Personen, Abdallah und Leichtfuß, fehlten. Adler hatte sie schon am frühesten Morgen vorausgeschickt, damit sie Mandara seine Ankunft meldeten und ihm ein Freundschaftsblündnis antrugen. Von rechtswegen hätte diese Mission dem Kriegsminister Ibrahim obliegen sollen, aber Adler wollte den zaghaften Mann nicht zu Mandara senden. Der mutige Abdallah und der gewandte Leichtfuß mußten auf den kriegerischen Fürsten sicher einen besseren Eindruck machen. Ibrahim war auch damit zufrieden; er hielt es für selbstverständlich, daß die Karawane seines persönlichen Schutzes nicht beraubt werden durfte.

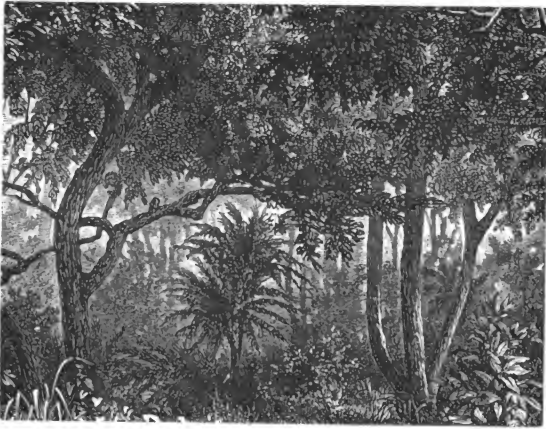
Nach kurzem Marsche wurde das Ende der Wälder von Laweta erreicht und eine prächtige Fernsicht bot sich dem Auge dar. Der afrikanische Olymp, der Kilima-Ndjaru, hatte bis jetzt sein Haupt stets mit Wolken verhüllt. Manchmal nur, in frühen Morgenstunden, da der blasse Mond vor dem aufleuchtenden Morgenrot wich, tauchte der Berg gespenstlich an dem fernen Horizonte auf, diesmal stand er in nackter Schönheit in dem strahlenden Glanze des Sonnenlichts da. Rechts und links waren die Nebelschleier zerrissen, und nun konnte man deutlich die beiden Gipfel des erloschenen Vulkans unterscheiden: zunächst den großen Dom des Kibo, dessen Schneehaube wie poliertes Silber glänzte, und östlich von ihm die dunklen Zacken des zerklüfteten Pic von Kimawenzi.

Nur einen Augenblick dauerte der majestätische Anblick. Bald brodelte es wieder an den Seitenwänden des Berges, und hinter den sich von neuem aufstürmenden Wolkenscharen verschwanden die hohen Gipfel, auf welchen unter den Tropen der ewige Winter herrscht.



Erster Anblick des Kilima-Ndjaru.

Noch einmal führte der Weg durch eine Wüste, deren Pflanzenwuchs alle Schilderungen der Märchenerzähler von der Dornhecke, die das Dornröschen umgab, weit übertraf. Jede Pflanze schien hier auf den Blätter Schmuck verzichten zu wollen und nur Stacheln zu bilden. Wo man hintrat, drohten einem mit spitzen Fanghaken bewaffnete Äste niedrigen Gebüsches, und selbst das zarte Geschlecht der Pilien war hier entartet. Aus dem Boden sprangen hier und dort lilienartige Pflanzen empor, aber ihre Blätter waren hart und starren wie aufgepflanzte Schwerter. Wehe dem Wanderer,



Im Urwald.

der unvorsichtiger Weise mit der Hand ihre Spitzen berührte; sie durchbohrten die Hand ebenso leicht wie die schärfsten Klingen von Stahl.

Aber nur wenige Wegstunden dauerte der Marsch durch diese verzauberte Landschaft; bald erreichte die Karawane wiederum murmelnde Bäche, schattige Wälder und rückte fröhlich vorwärts; in der lachenden Natur, bei der Fülle der Vorräte war auch jede Besorgnis vor den Massai geschwunden.

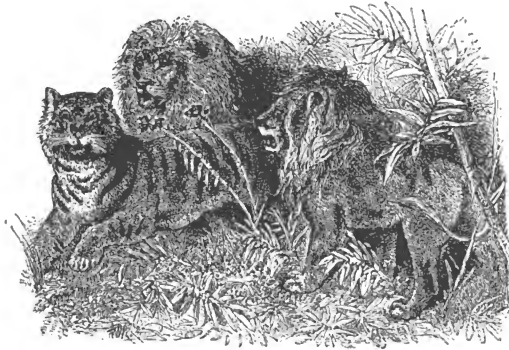
5. Von Löwen belagert.

Schon sank die Sonne am Firmament nieder, als eine starke Bewegung, ein Zeichen der Überraschung, an der Spitze der Karawane bemerkbar wurde. Aus einem Wäldchen, dem man sich näherte, tauchten zwei dunkle Gestalten auf, und Adler erkannte in ihnen bald seinen Jäger Abdallah und seinen Diener Leichtfuß. Sollten sie ihre Botschaft bei Mandara bereits ausgerichtet haben? Das war doch unmöglich! Nun die Zweifel sollten bald aufgeklärt werden. Abdallah und Leichtfuß hatten in Erfahrung gebracht, daß an den Grenzen von Djagga, wie das Gebiet am Fuße des Kilima-Ndjaru genannt wird, sich eine etwa 500 Mann starke Truppe von Massai aufhalte, und sie beschloßen, umzukehren und ihren Herrn zu warnen. Dieses Lager der Massai konnte sich nur wenige Meilen südwärts von dem von Dr. Adler einzuschlagenden Wege befinden, und darum schien die größte Vorsicht geboten; namentlich aber war für die Wahl eines sichern Nachtlagers zu sorgen. Dies hatten die beiden ausgekundschaftet und geleiteten nunmehr die Karawane dorthin.

Mit diesen Neuigkeiten war selbstverständlich niemand zufrieden; nur Ibrahim's Antlitz strahlte von Genugthuung; seine Sorgen waren ja keineswegs grundlos, und Dr. Adler sah jetzt, daß sein Kriegsminister durchaus kein furchtsamer Mann, sondern nur ein äußerst vorsichtiger Führer war.

Der Lagerplatz, welchen Abdallah und Leichtfuß für diese Nacht ausgesucht hatten, war wunderbar romantisch gelegen. Vor vielen Jahren bildete er eine Insel in dem kleinen Flusse Mku-juni. In einem der Gewitterstürme wurde aber ein Riesenbaum von den Fängen der Windsbraut entwurzelt und fiel vom Lande

auf das Ufer der Insel, eine natürliche Brücke bildend, die besser war als jene von Taweta. Seine mächtigen Zweige, die im Wasser lagen, hielten vom Wasser herabgespülte Äste, Laub und Gräser auf, und bildeten mit der Zeit einen festen Dammbau, den einzigen Zutritt zu der „Fastinsel“, wie sie von Reisenden genannt wird. In ihrer Mitte wuchs ein riesenhafter Maulbeerfeigenbaum, und unter seinem weiten Dache lagerte jetzt die gesammte Karawane.



Löwen.

Ein scharfer Wachtdienst wurde für die Nacht organisirt, und als das Lagerfeuer brannte, saßen die schwarzen Herren vom Generalstabe Adlers noch lange bei ihrem Haupt, das in dieser bangen Nacht auch gern Gesellschaft um sich sah. Die Massaifrage war erschöpft, und es trat eine Pause in der Unterhaltung ein. In dem Walde herrschte Ruhe; nur die Frösche ließen ihre Glockentöne, vernehmen und die Cikaden ihr Zirpen ertönen. Das Gelächter der Hyänen scholl nur vereinzelt aus weiter Ferne.

Plötzlich erbehte förmlich die Erde; ein dröhnender Laut vom gegenüberliegenden Ufer weckte ein langes Echo im Walde. Das war die Stimme des Königs der Tiere; dem ersten Gebrüll folgte ein zweites; unmittelbar darauf ein drittes und viertes,

und es begann eine Löwensymphonie, die aller Beschreibung spottete. In der Nähe des Lagerfeuers fühlte sich jeder sicher vor dem Angriffe der Bestien; aber das Konzert beruhigte keineswegs die so wie so schon aufgeregten Nerven. Jetzt war die ganze Karawane munter; die Löwen sorgten für den besten Nachtdienst.

Leichtfuß begann die Richtung zu prüfen, aus welcher das Brüllen kam, um die Zahl der Ungeheuer zu ermitteln, aber er versuchte es vergeblich, denn es schien als ob die donnerartigen Töne aus der Mitte der Insel hervorbrächen. Da fiel Dr. Adler die Anekdote ein, welche Grant, der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, in seinen Memoiren erzählt. Das Stücklein von der Wolfslist schien ihm recht passend zur Beruhigung seiner Genossen zu sein, hatte doch die Erinnerung daran ihn selbst beruhigt. In einem Kreise civilisierter Europäer hätte er ohne weiteres mit den Worten „Wie Grant erzählt“ begonnen. Seinen schwarzen Zuhörern gegenüber konnte er sich jedoch auf eine Erklärung, wer Grant gewesen, nicht einlassen und er machte darum von dem bekannten Jägerlatein Gebrauch und erzählte, als ob er das Ereignis selbst erlebt hätte:

„Eines Tages reiste ich mit einem meiner Freunde durch die Steppe von Ulaja (das Land der Weißen in der Suahelisprache). Ich reiste dort nicht wie hier zu Fuß, sondern ritt auf einem Tier, welches dem Zebra ähnlich gebaut ist, auf einem Pferde, das mancher von euch in Sansibar gesehen hat.

„Das Gras war hoch, sodaß sich in demselben selbst ein Löwe hätte bequem verbergen können.

„Auf einmal vernahmen wir ein lautes Geheul, das von Wölfen herrührte. Ihr kennt sie nicht; es sind gefährliche wilde Hunde. Das Geheul war außerordentlich stark; es kam anscheinend von allen Richtungen her.

„Ich war damals noch ein junges Bürschchen und hatte noch Angst vor den Bestien. Gern hätte ich meinem Freunde vorgeschlagen, wir möchten umkehren, aber ich schämte mich meiner Schwäche. Mein Freund aber ritt gerade auf die Stelle zu, von welcher das Geheul kam, und fragte mich: «Was meinst du? Wie viel Wölfe stecken wohl dort im Grase?»

„Ich dachte für mich, es müßten mindestens hundert Wölfe vor uns heulen; aber ich wollte nicht furchtsam erscheinen und antwortete: «Oh, etwa zwanzig.»

„Mein Freund lächelte und ritt weiter.

„Eine Minute später waren wir ihnen ganz nahe, noch ehe sie uns erblickt hatten. Es waren ihrer gerade zwei, die, auf den Hinterbeinen sitzend und die Mäuler dicht zusammensteckend, all das fürchterliche Geheul ausgestoßen hatten, das wir während unseres Rittes gehört hatten.

„Und so glaube ich“, schloß Dr. Adler seine Erzählung, „haben wir auch hier höchstens zwei bis drei Löwen vor uns, und nur der Schall im Walde läßt ihre Zahl so stark erscheinen!“

Abdallah lächelte dem Redner zu; er merkte seine Absicht, den Verzagten Mut zuzusprechen, und da auch in seinen Augen die Lust zum Erzählen leuchtete, so fragte ihn Adler: „Nun, Abdallah, du bist ja ein großer Jäger. Erzähle auch etwas von deinen Abenteuern. Hast du jemals einen Löwen erlegt?“

„Vielleicht zehn“, erwiderte ruhig der Angeredete, „aber keine von den Löwenjagden, die ich erlebt, war so interessant, wie meine erste Löwenjagd, und wenn mein Herr es gestattet, so will ich sie ihm erzählen!“

„Bravo!“ rief Adler. „Schieße nur los!“

Abdallah begann ernst und gemessen:

„Meine erste Löwenjagd ist mir unvergeßlich. Damals, wo sie sich zutrug, war ich schon ein trefflicher Jäger. Viele Elefanten, Büffel und Nashorne hatte ich vor mir, tödlich getroffen, zusammenbrechen sehen. Nur dem König der Tiere war ich noch niemals auf Schußweite begegnet, wie sehr ich mich auch nach näherer Bekanntschaft mit ihm sehnte. Endlich war einmal der Tag gekommen, an welchem mein Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Wir jagten Büffel. Ich ging etwa fünfzig Schritt vor meinen Begleitern; plötzlich erblickte ich in einem Dorngebüsch einen prächtigen Löwen. Noch jetzt stehen lebenswahr vor meinem Auge, der gewaltige Kopf, die prächtige Mähne. Mein Herz schlug schneller. Der Löwe schief; jetzt oder niemals, dachte ich bei mir, und winkte meinen Begleitern, daß sie stehen bleiben

sollten. Meine Miene war so furchtbar ernst, trotz aller Aufregung, daß sie es thaten und mit Spannung meinen Bewegungen folgten. Ich warf mich glatt auf die Erde nieder. Zwischen mir und dem Löwen mochte man die Entfernung auf etwa sechzig Schritt schätzen. Vorsichtig schlich ich mich langsam heran. Dornen und spitze Steine zerfleischten meine Glieder, aber was kümmerte mich der geringfügige Schmerz; die Ehre, die ich mir erwerben sollte, war ja groß. Endlich schlich ich mich 30 Schritt an den Schlafenden heran. Auf diese Entfernung war ein Meisterschuß sicher. Ich schöpfe Atem, erhebe mich ruhig, lege an, ziele ganz sicher — und nun kracht die Büchse. Ein furchtbarer Schrei durchdringt die Luft. Er kam aber nicht von dem Löwen, sondern aus meiner Kehle; denn nach dem Schusse sank ich wieder auf das Knie und durchbohrte es mit der scharfen Spitze eines Dorns. Aber ich sammelte mich in demselben Augenblicke. Jetzt mußte ja der Löwe aufgesprungen sein, um in gewaltigen Zuckungen zu verenden. Er rührt sich nicht; ich habe ihn also mit einem Meisterschuß erlegt. So springe ich in die Höhe und rufe meinen Begleitern zu: «Ein Löwe, ein Löwe!» Aber mir war es plötzlich, als ob mich der Schlag gerührt hätte; der Löwe war tot wie ein Stein; das sah ich jetzt wohl; denn ich hatte auf einen Felsblock geschossen, und blitzartig zuckte es durch mein Hirn, daß meine Begleiter mich nicht für einen Löwentöter, sondern für einen Esel halten mußten. Und sie waren schon da, dicht hinter mir; ich hinkte noch mit dem verwundeten Knie ein paar Schritt vorwärts, um mich zu sammeln. Dann wendete ich mich rasch um, und sprach den Mund zum Lachen verziehend: «Es war nur ein Scherz, meine Freunde!» Aber sie glaubten nicht an den Scherz. Ich hinkte noch lange, aber länger noch hinkte mir nach der fragliche Ruf eines Löwentöters.“

Der schwarze Stab und der weiße Feldherr lachten herzlich bei dieser Erzählung Abdallahs. Inzwischen war auch das greuliche Konzert verstummt, denn der Mond war aufgegangen, und die Löwen zogen nach dem Innern des Waldes, um Beute zu suchen.



Lagerbild bei Mandaras Dorf.

6. Eine Audienz.

„Hurra!“ rief Ibrahim am Mittag des nächsten Tages. „Jetzt sind wir in Sicherheit! Hier greifen uns die Massai nicht mehr an. Dort liegt Moschi, das Land Mandaras, vor uns“, und er wies, auf dem Kamm eines Hügelrückens stehend, nach der weiten Landschaft, die sich zu den Füßen Adlers ausbreitete.

Ein gesegnetes Land schien es zu sein; ein Land, in welchem Milch und Honig fließt. Prächtige Wäldungen wechselten ab mit blühenden Pflanzungen, aus welchen die braunen Hütten hervorstugten. Berg und Thal wechselten in anmutiger Weise ab; klare Ströme blinkten hier und dort hervor und von ihnen zweigten sich zahllose künstlich angelegte Bewässerungskanäle ab. Stattliches Vieh weidete in saftigem kniehohen Grafe; lustige muntere Ziegen hüpfen um die Kanalufer oder führten mit drohender Miene heitere Kampfspiele aus. Mit ungeheuern Fettschwänzen, die um die Beine watschelten, beladene Schafe sahen so lebensmüde aus, als ob sie sehnsuchtsvoll auf das Messer warteten. Und aus zahlreichen Hütten stiegen blaue Rauchwölkchen empor; sie, die Verkünder menschlicher Wohnungen, gaben dem Lande ein so eigenartiges, für Afrika ungewohntes Ansehen, daß es kein Wunder war, daß man Mandaras Reich Moschi, d. h. das „Rauchland“, benannt hatte.

Von diesen fruchtbaren Gefilden, deren Ausdehnung kaum die Größe des kleinsten unserer deutschen Fürstentümer umfaßte, rückte der Karawane ein sonderbarer Zug entgegen: Abdallah und Leichtfuß, begleitet von einer Kriegerschar, die einen Stier mit sich schleppten. Der Stier war ein Geschenk Mandaras für den nahenden Weißen, ein Zeichen, daß der fremde Besuch in Gnaden

aufgenommen werde. Wie einst beim Eintreffen in Taweta, so wurde auch hier die Karawane geordnet; wie dort, so ließ man auch hier Gewehrsalven als feierlichen Gruß knattern, mit dem Unterschied, daß im Rauchlande die Zahl der abgefeuerten Schüsse gezählt werden mußte. Die Salve mußte unbedingt aus 21 Schüssen bestehen; denn Mandara hatte von den arabischen Händlern gehört, daß so viel Schüsse einem unabhängigen König gebühren, und bestand auf dieser Zahl.

Auch im Rauchlande gab es keine Dörfer im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur zahlreiche, einzeln verstreute Hütten. In der Nähe des königlichen Hofes, und es war nebenbeigesagt ein Hof, in welchem das liebe Vieh und Geflügel sich breit machte, wurde halt gemacht. Kaum waren die Traglasten zusammengelegt, da nahte den Fremden ein Bote Mandaras, welcher eine widerstrebende Ziege herbeischleppte.

Dies bedeutete einen neuen Gunstbeweis Sr. schwarzen Majestät; zwischen ihr und Adler sollte in aller Form ein Freundschaftsbündnis, eine Art Blutsbrüderschaft geschlossen werden. In andern Theilen Afrikas rizen sich bei solchen Anlässen die beiden Blutsbrüder die Haut auf und verschlucken gegenseitig ein paar Tropfen ihres Blutes; am Kilima-Mdjaru huldigt man andern Sitten und wählt ein Tier zum Vermittler.

Die Ziege wurde vor Adlers Augen geschlachtet, geöffnet und abgehäutet; hierauf wurde von der Kopfhaut ein kleines Stück Leder abgeschnitten, welches Adler wie einen Ring um den Finger wickelte zum Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnung Mandara gegenüber; der Bote nahm einen zweiten Hautstreifen für seinen König mit; das Fleisch der Ziege aber wurde dem Koch der Karawane übergeben, damit er von diesem die erste Mahlzeit bereite, welche Adler auf dem Boden seines neuen Freundes zu sich nahm. Die Ziege war feist und das Fleisch schmeckte gut; wie aber die Freundschaft beschaffen war, das ließ sich noch nicht raten. In Europa, dachte Adler, sind gute und wahre Freunde etwas gar Seltenes; sollten die Menschen in Afrika anders geartet sein? Nun, wir werden es später erfahren.

Inzwischen ließ Adler die Traglasten möglichst dicht aneinan-

der reihen, damit sie seinem königlichen Freunde bei dessen sicher bevorstehendem Besuch nicht allzusehr in die Augen fielen und dessen Begehrlichkeit nicht zu stark reizten. Dann ließ er die Zelte aufschlagen und wartete der Dinge, die da kommen sollten.



Ein Krieger Mandaras.

Sie kamen, eher als er dachte; ein königlich-africanischer Zug nahte seinem Lager, vor dem sich bereits eine erkleckliche Anzahl neugieriger Männer und Weiber angesammelt hatte.

Könige gehen nie ohne Begleitung, und auch Mandara war von einer Anzahl seiner bunt geschmückten Krieger umgeben; Könige und Fürsten lassen in Europa ordnungshalber ihrem Wagen die Falkenhorst, Der Sauberer.

Polizei voranreiten, und auch Mandara that bei diesem festlichen Aufzuge nicht anders. Da er aber zu Fuß ging, so war auch seine Polizeimacht nicht beritten; sie bestand aus einer Schar schliefüßiger nackter Jünglinge. Diese schwarzen Polizisten waren mit langen biegsamen Ruten bewaffnet und bahnten dem fürstlichen Zuge den Weg, indem sie aus vollen Kräften auf das gaffende „Volk“ einschlugen, daß dieses schleunigst das Weite suchte und aus der Nähe seines Herrschers verschwand.

Das Geheul der Geprügelten lockte Dr. Adler aus seinem Zelte, und er sah nun einen Halbkreis kräftig gebauter, mit Speeren bewaffneter Männer, in dessen Mitte der König selbst stand. Von Natur aus war Se. Majestät gar nicht übel gebaut; das Gesicht selbst sah für einen Neger ganz verständig aus, und obwohl das eine Auge ganz stier in die Ferne starnte, da sein Licht erloschen war, so lag in dem andern recht viel Ausdruck, und sein Blick war scharf und durchbringend wie der eines Raubvogels.

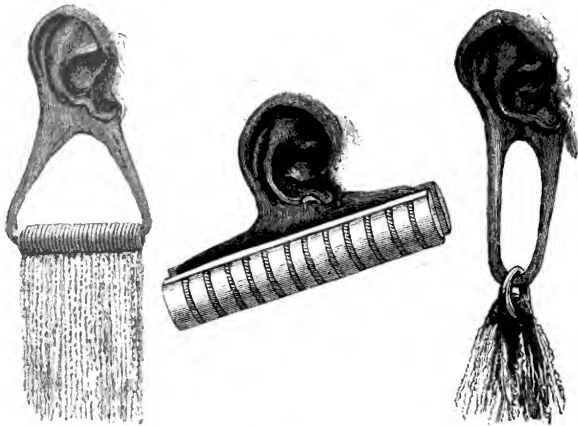
Aber was der König als Kleid oder Schmuck an sich trug, das war nicht viel wert und zeugte nicht von besonders entwickeltem Geschmack oder gar Schönheitsinn. Ein wunderbarer Haarpuz zierte sein Haupt, ein rotes Taschentuch, wie es hier und dort alte Weiber tragen. Und was für Ohren der Mensch hatte! In dem linken trug er einen großen hölzernen Ring und in dem rechten, wohl abwechslungshalber einige Stahlketten. Um den Leib hatte er ein langes Tuch geschlungen; aber man konnte nicht gut erkennen, welche Farbe ihm einstmals verliehen worden war; es war gar stark verblichen, zu sehr gebleicht von der afrikanischen Sonne.

Wie seine Krieger hielt auch Mandara einen Speer in seiner Rechten, er schien sich aber um den Fremden, den er eben aufsuchen wollte, nicht zu kümmern. Das Erkennen des Gastes durfte ihm nicht schwierig sein; denn er war ja der einzige Weiße im Rauchlande; aber Höflichkeit, wenigstens im Übermaß getrieben, schien nicht zu den Charaktereigenschaften Mandaras zu zählen. Er zog es augenblicklich vor, Adler vor seinem Zelt stehen zu lassen, und unterhielt sich vorderhand mit seinen Polizei-

mannschaften, welche ihm augenscheinlich über das Auseinanderjagen der Unterthanen Rapport erstatteten.

Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, dachte Adler für sich und fragte laut:

„Ist denn der Häuptling Mandara unter den Leuten?“ Da sprang Leichtfuß vor, kroch dann zu den Füßen Mandaras und berichtete ihm, daß der weiße Mann, der Sohn eines Zauberers



Ohrschmuck.

und ein Freund des Sultans von Sansibar, um eine Audienz bei ihm nachsuche.

Adler, der wie alle weißen Reisenden in Ostafrika Empfehlungsschreiben des Sultans Said Bargasch und der Konsulu von Sansibar bei sich führte, trat nun vor und sprach:

„Sultan, es freut mich, dich wohlaufrichtig zu sehen; ich bringe dir Grüße von deinen Freunden in Sansibar.“ Er sagte dies auf Suaheli und überreichte dabei Mandara die Empfehlungsschreiben.

Der schwarze Sultan aber antwortete vor der Hand nichts, sondern betrachtete Adler sehr aufmerksam; er maß ihn vom Kopf bis zur Zehe, bis er endlich sein Auge auf die Füße Adlers heftete. Dieser kam in peinliche Verlegenheit; unwillkürlich dachte er, daß an seinem Schuhwerk etwas in Unordnung sei. Aber es blieb ihm keine Zeit, sich soweit zu sammeln, um zu bedenken, daß dieser Sultan auf derartige Kleinigkeiten bei der Beobachtung einer Staatsvisite unmöglich Rücksicht nehmen konnte, denn bald ließ Mandara Laute hören, die für eine Audienz am königlichen Hofe gar unmöglich erschienen und deren Bedeutung noch schwerer zu erraten war. Mandara pfiff und zwar nicht einmal, sondern dreimal und dazu in sehr langgebehtem Tone. Er machte halb seinem Staunen, halb seiner Bewunderung Luft. Dann sprach er trocken:

„Sohn des Zauberers, was für schöne Stiefel du hast! Hast du noch ein Paar mitgebracht, welches für mich paßt?“

Darauf war Adler nicht gefaßt, und er stand da in größerer Verlegenheit, als ein gewöhnlicher Bauernbursche in Europa vor einem wirklichen Fürsten. Wohl hatte er noch ein Paar Schuhe und dazu Patentlederstiefel; aber es fiel ihm nicht ein, sie dem einäugigen Mandara abzutreten und selber barfuß umherzulaufen. Er sammelte sich aber rasch, warf einen Blick auf Mandara's Füße und sagte: „Meine Stiefel würden dir nicht passen, aber wenn du mir das Maß giebst, so lasse ich dir ein Paar aus San-sibar kommen.“

Mandara spuckte hierauf und zwar nicht etwa beiseite, sondern gerade auf Adlers Füße. Das ertrug aber der junge Doktor mit Gleichmut; denn er wußte wohl, daß das Auspucken bei diesen afrikanischen Stämmen ein Zeichen des Dankes bedeute, und ohne sich weiter zu besinnen, spuckte auch er auf Mandaras Beine.

Der König sagte inzwischen: „Laß uns plaudern!“

Bei diesen Worten traten Mandaras Krieger aus der Parade und setzten sich auf die Erde nieder. Dasselbe thaten nun Adlers Diener und Mandara, während Adler, der Würde des Weißen gemäß, sich auf seinen von Leichtfuß herbeigeholten Feldstuhl niederließ.

„Du willst hier jagen“, begann Mandara. „Das darfst du; denn dein Gesicht gefällt mir. Auch Land sollst du erhalten. Ich kann dich hier brauchen. Kannst du schreiben? Ach ja, alle Weißen können schreiben; das mußt du auch mich lehren, damit ich selbst an den Sultan und den Konsul nach Sansibar schreiben kann. Es waren schon andere Weiße hier, aber sie sind wieder fortgezogen; das betrübt mich. Du darfst nicht wieder gehen. Siehst du, du mußt mir helfen, das Land reich zu machen. Du mußt meine Soldaten lehren, wie man Kanonen macht, wie sie Said Bargasch besitzt. Du mußt auch meinen Soldaten zeigen, wie sie besser schießen sollen, und du wirst dann mein Feldherr werden. Oh, du wirst hier genug zu thun haben. Briefe nach Sansibar kannst du ja schreiben, damit dir dein Vater immer mehr Waren sendet. Aber du selbst mußt hier bleiben; daß du nicht fortkommst, dafür will ich schon sorgen!“

Das waren schöne Ausichten, aber Adler ließ den König ruhig fortplaudern, und als dieser schwieg, sagte er ablenkend:

„Gut, Mandara, davon sprechen wir ein andermal. Willst du jetzt nicht die Geschenke sehen, die ich dir gebracht habe?“

Mandara nickte nachlässig. Auf Adlers Zeichen trugen seine Diener die Geschenke herbei.

Zunächst wurde ein gestickter arabischer Rock, dann ein Turban, dann ein scharlachroter Fes dem Könige verehrt. Hierauf kam eine Spieldose an die Reihe. Mandara schnalzte, drehte eine Zeit lang die Kurbel, gähnte dann wie gelangweilt und fragte kurz:

„Was noch?“

Ein Spiegel wurde ihm gereicht. Der Herrscher besah sich darin, legte ihn beiseite und fragte:

„Was noch?“

Ein paar Mausfallen wurden präsentiert; Mandara schob sie mit dem Fuß beiseite und

„Was noch?“ fragte er wiederum.

Run rückte Adler mit den großen Anzeigeplakaten vor. Das erste Bild stellte einen Elefanten dar; Mandara pfiß und legte es beiseite. Das zweite gab eine Seiltänzergruppe wieder. Mandara schnalzte:

„Solche Kleider“, sagte er, auf die farbigen Gürtel der Seitstänzerinnen deutend, „mußt du auch für meine Weiber besorgen.“

Nun wurde eine greuliche Scene vor seinen Augen entrollt: Ein Mann im Löwenkäfig bändigte wohl an zehn der wilden Bestien.

Mandara pfiß.

„Ist das wahr, Sohn des Zauberers? Wer ist der Mann?“ fragte er und blickte forschend mit dem einen Auge zu Adler hinauf.

„Es ist mein Bruder!“ erwiderte dieser ruhig und dachte für sich im stillen: Brüder sind ja alle Menschen untereinander.

„Was dein Bruder kann, das mußt du auch verstehen“, lautete Mandaras weise Antwort. „Das mußt du uns auch zeigen und die Löwen zwingen, daß sie vor dir niederknien!“

Auch das noch! dachte Adler. Zirkusmeister Seiner Schwarzen Majestät. Das wäre nicht übel.

Mandara betrachtete noch eine Weile das Bild, dann gähnte er ermüdet; aber das nicht enden wollende „Was noch?“ klang wiederum von seinen Lippen.

„Was ich dir noch sagen wollte“, erwiderte Adler jetzt kurz, „das betrifft die Wahl des Landstückes, das du mir überlassen willst, und den Preis dafür.“

Mandara fuhr auf, als ob ihn eine Biene gestochen hätte, er war wie mit einem Schläge verändert; anstatt der vorigen Neugierde und Begehrlichkeit malte sich das Gefühl des Stolzes in seinem Gesicht; der Weiße sollte wissen, daß er einem Könige gegenüber stand. Mandara raffte mit majestätisch komischer Grazie die Enden seines Tuches zusammen und sprach kurz:

„Darüber mußt du mit meinen Dienern verhandeln“, und trollte von dannen, seiner Behausung zu, wohin auch die Geschenke Adlers geschafft wurden.

7. Mandara, der Napoleon vom Kilima-Mdjaro.

Das war also der große Häuptling Mandara, der Napoleon vom Kilima-Mdjaro, dessen Ruhm in ganz Ostafrika verbreitet war!

Abler schüttelte das Haupt, als jetzt in kurzen Zügen die Geschichte dieses Königs vor seinen geistigen Augen vorüberzog.

Vor mehr als zwanzig Jahren herrschte Frieden in der herrlichen Landschaft, die sich zu Füßen des schneebedeckten Berges ausbreitete. Die einzelnen Djagga-Staaten gediehen in geordneten Verhältnissen. Ihre Einwohner trieben Ackerbau und Viehzucht und rückten nur von Zeit zu Zeit ins Feld, um herumziehende Banden räuberischer Massai über die Grenzen von Djagga zu vertreiben. Moschi, das Rauchland, war damals gleichfalls eine blühende Oase, welche unter der klugen Herrschaft eines Weibes sich des Wohlstandes erfreute. Da starb die Königin, und ihr Sohn Mandara ergriff das Scepter.

Mit einem Schlage änderte sich jetzt der stille Lauf der Entwicklungsgeschichte von Djagga. Wilde kriegerische Stürme brausten von Jahr zu Jahr über das Land hinweg.

Am Hofe des jungen Königs erschienen die Suaheli-Händler, jene Kaufleute, welche ganz Ostafrika durchziehen, bis an die Seen und den obern Kongo, nach den Nilquellen und Abessinien und südlich bis zum Sambesi vordringen.

Diese schlauen und zum größten Teil nichtswürdigen Menschen flüsterten dem ehrgeizigen Jüngling wunderbare Dinge ins Ohr. Es waren Verheißungen von Macht und Reichthum, Vorspiegelungen von Ruhm und Größe. Solchen Verlockungen vermögen selbst weise Staatsmänner Europas nicht zu widerstehen; kein Wunder, daß auch der Barbar ihnen unterlag.

Die Suaheli-Händler priesen Mandaras Mut und Klugheit und wiesen hin auf die Langmut und die kriegerische Ungeübtheit seiner Nachbarn. Sie verjagten ihn mit Gewehren und Pulver und wußten als schlaue Diplomaten ein Freundschaftsbündnis zwischen den Massai und Mandara zu vermitteln. Dann sprachen sie zu ihm:

„Sieh, Mandara, du kannst der reichste Mann am Kilima-Ndjaru werden! Warum sollst du dich damit begnügen, was dein Land dir trägt? Betrachte einmal die fetten Kühe, Schafe und Ziegen deiner Nachbarn, betrachte die sehnigen Arme der Ackerbauer. Ermanne dich, Mandara! Falle ein in ihr Gebiet mit bewaffneter Hand. Treibe das Vieh fort in deine Ställe, mache die Leute zu deinen Sklaven. Siehst du die Tücher, die Glasperlen, die Flinten, die wir bei uns haben? Das alles lassen wir dir zurück, wenn du uns dafür Sklaven gibst!“

Mit jedem Tage wuchs Mandaras Ehrgeiz und seine Begehrlichkeit, und endlich war die Stunde gekommen, wo er den langen heiligen Frieden zum ersten Male gebrochen hatte, seine Nachbarn, die nichts Böses ahnten, überfiel, Heerden forttrieb und Sklaven machte. Der erste glückliche Versuch reizte ihn zu neuen Unternehmungen, und er plünderte und brandschatzte jahrelang seine Umgebung.

Das waren herrliche Tage für Mandara und noch herrlichere für die Suaheli-Händler. Mandaras Residenz wurde zu einem berühmten Sklavenmarke, und die Ware war hier billig und gut. Billig, denn für 8 Mark konnte man einen Sklaven kaufen, und gut, denn die friedlichen, in Ketten geschlagenen Ackerbauer zählten zu den fleißigsten Arbeitern in den Plantagen von Sansibar.

Da geschah es aber, daß die bis aufs Blut gepeinigten Ackerbauer der kleinen Djagga-Staaten sich endlich zum Widerstand aufrafften. Sie alle schlossen ein Bündnis gegen Mandara, und ihre Kriegerscharen drangen nun von Süd und Nord, von Ost und West in Mandaras Reich ein. Nicht umsonst führte jetzt der Landstrich den Namen des Rauchlandes. Überall stiegen nun schwarze Rauchsäulen gegen den blauen Himmel. Der Vergeltungskrieg tobte; die blutigen Schlachten fielen für



Umgebung von Mandaras Dorf.

den bis dahin siegreichen Häuptling unglücklich aus, und Mandara mußte fliehen; er war nun ein König ohne Land. Aber die Sieger lehrten, nachdem sie die Macht des Feindes gebrochen, zu ihren friedlichen Beschäftigungen zurück, und nun durfte auch der vertriebene Herrscher wieder in sein Land einziehen. Er fand hier noch die Trümmer seines Heeres und ging daran, es wieder zu organisieren. Er war in der Lage eines Napoleon, welcher von Elba zurückgekehrt war. Als Dr. Adler ihn aufsuchte, zählte Mandaras Armee schon gegen 1000 Krieger, und es war schwer zu entscheiden, ob Mandara klüger sein würde als der kriegerische Korje, oder ob er, gleich diesem, sein Waterloo wagen wollte. Die Aufgaben, die er seinem Freunde aufburdete wollte, das Gießen von Kanonen, das Drillen der Soldaten, ließen allerdings ahnen, daß auch Mandara fest entschlossen war, die Rolle aller Eroberer bis zu Ende durchzuführen, alles, was ihm im Wege stand, niederzuwerfen oder selbst zu fallen.

Es bedurfte keines Scharfblicks, um zu sehen, daß an Mandaras Hofe Zündstoff genug angesammelt war, den der kleinste Funke entzünden konnte. Moschi war gerüstet, und die Rüstungen mußten zum Krieg führen.

Adler wußte jetzt auch, daß der Mann mit der brennenden Lunte diesem Pulverfasse nahe, und dieser Mann war niemand anders als Sadi, der hier zur Verwirklichung seiner Pläne ein äußerst leichtes Spiel haben würde.

Der vorsichtige Kriegsminister Ibrahim kannte sehr wohl Land und Leute, durch die er die kleine Armee führte.



Speerspitze.

8. Ein Idyll in der ostafrikanischen Schweiz.

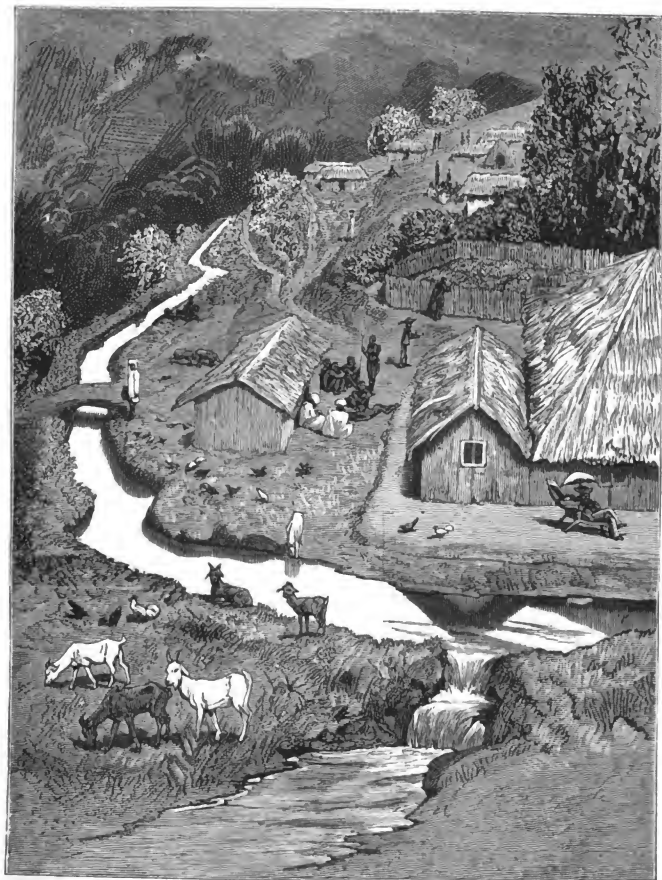
Vierzehn Tage waren seit dem geschilderten Empfange bei Mandara verfloßen. Wir führen unsere Leser bergaufwärts, 3 km von Mandaras Residenz. Dort rieselt ein klarer breiter Bach von den Schluchten herab; an einer Stelle desselben rauscht ein kleiner Wasserfall, durch welchen das Wasser von dem Hauptstrome abgeleitet wird und in das Thal fließt, als ein Bewässerungskanal der Eingeborenen. An dieser Stelle schauen wir ein reizendes Idyll.

Kleine Hütten erheben sich an dem Ufer, daneben stehen weite Schuppen, man sieht Einfriedigungen und frisch geackerten Boden. In dem üppigen Grase weiden Ziegen und Schafe, selbst eine Kuh fehlt nicht, und auf dem Hofe stolziert ein Hahn, umgeben von der gackernden Schar der Hennen.

Man sieht den Häusern an, daß sie neu gebaut sind, und in der That, noch vor 14 Tagen war dieses Stückchen Erde unbewohnt. Jetzt ist es Eigentum Adlers, der hier seine Ansiedelung errichtet hat.

Die Sonne ist vor kurzem aufgegangen, und wir sehen den jungen Doktor nach stärkendem Bade das Frühstück einnehmen.

Er ist viel besser daran, als viele Europäer, die in Afrika leben. Seine Tafel ist grundverschieden von dem Tische, welcher in Kamerun oder an der Kongomündung gedeckt wird. Dort sind die meisten Nahrungsmittel aus Europa eingeführt, und Präserven- und Conservebüchsen spielen die Hauptrolle in der Ernährung der Weißen. Hier nährt das Land seinen Mann, und Adler schwelgt wirklich im Überfluß.



Idyllische Ansiedlung.

Ein schneeweißes Tischtuch ist über die Tafel gebreitet. Das Kaffeeservice ist durchaus vollständig; die Milchkanne voll, und diese Milch stammt von der eigenen Kuh; weichgekochte Eier liegen auf dem Teller; erst heute haben sie die eigenen Hennen gelegt; frisches Brot liegt neben einem Stückchen Butter; das Brot hat erst gestern der Koch Sephas aus einheimischem Maismehl gebacken, und auch die Butter ist frisch und selbstbereitet. Hammelbraten liegt als kalter Aufschnitt da, und geröstete Bananen und eine Schale Honig vervollständigen die Tafel.

Ja, es ist in der That ein Land, in welchem Milch und Honig fließen.

Dort weiden ja die fetten Herden und hier summen die geschäftigen Bienen; sie sind nicht wild, sondern halbgezähmt und arbeiten für die Menschen wie ihre Schwestern in der gemäßigten Zone. An den Zweigen der Bäume hängen längliche Kästen, Schachteln aus Rinde gemacht; der Eingeborene nennt sie *Misinga* (Kanonenrohr), und sie sind regelrechte afrikanische Bienenstöcke.

Dr. Adler hegt aber berechtigte Hoffnung, daß er den Reichthum, den er schon jetzt genießt, noch mehren werde.

Die ersten Jagdausflüge versprachen eine reiche Ausbeute; denn das Land ist stark mit Wild aller Art besetzt und die Fleischkost billig zu beschaffen.

Mehr Freude aber als die Trophäen Nimrods wird ihm der Erfolg seiner Gärtnerei bereiten. Er ist zum echten Gemüsbauer geworden. Jetzt, wo er die Pfeife rauchend über den Bach hinausblickt in das anmutige Thal zu seinen Füßen, umfaßt er mit freudigem Auge seine Gartenanlagen; dort hatte er allerlei europäisches Gemüse ausgesäet, und die Radischen, die Gurken und Melonen treiben schon ihre ersten Blätter. Es ist eine wonnige Zeit, die Zeit um Johanni, wo in der Heimat die Sonne am längsten am Himmel weilt, wo die Rosen blühen und in den kurzen lauen Nächten die Nachtigallen schlagen und in der blühenden Natur auch das Menschenherz auffaucht, Freudenfeuer auf den Berggipfeln lodern und auf dunkle Tannen rote Lichter werfen.

Nicht minder schön, nicht minder farbenprächtig war hier die Zeit des ersten Sommermonats.

Auf diesen Höhen spürte man nicht die sengende Glut der afrikanischen Sonne; hier verdorrte niemals das Gras; auf dem feuchten Untergrunde wob die Natur den grünen Teppich stets mit frischen Farben, stückte ihn mit frischen Blumen; immerwährend trieben die Bäume neue Laubkronen; es war, als ob hier der ewige Frühling herrschte.

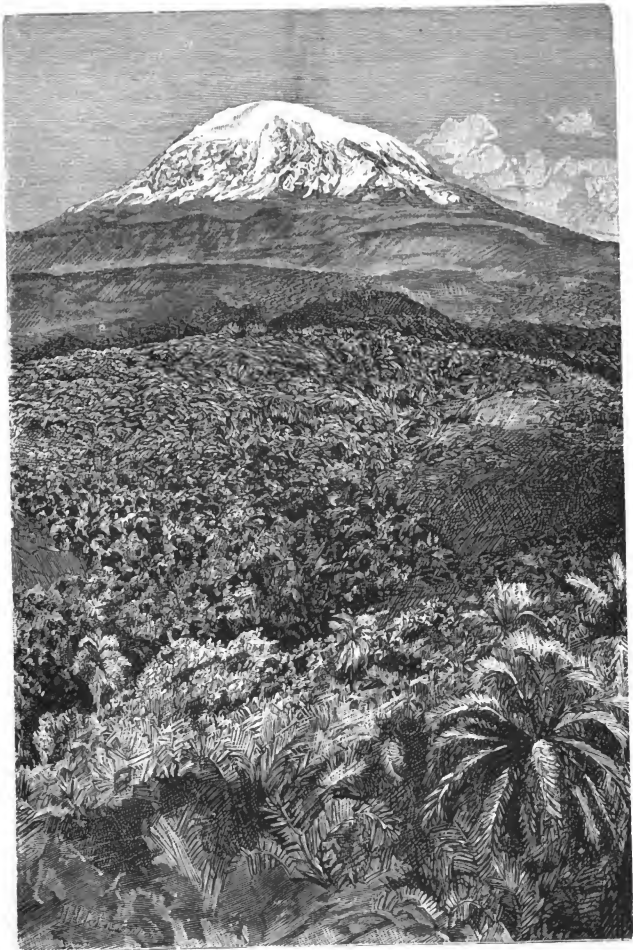
Und wie der Duft der Blumen nicht fehlte, so fehlten auch nicht die Freudenfeuer auf den Bergen; aber nicht die Menschenhand hatte sie entzündet.

In den Alpen geht die Sage, daß einst auf den Gletschern König Laurin seinen Rosengarten hatte. Der Garten ruht jetzt verzaubert im innern Schoß der Felsen. Nur von Zeit zu Zeit spaltet der Sonnenschein die verdeckende Hülle, und dann schaut das Menschenauge aus weiter Ferne die Pracht der roten Blumen; dann glühen die Alpen.

Auch hier glühte der höchste Gipfel des Kilima-Ndjaro, der schneebedeckte Kibo, wenn ihn in der Frühe die Sonne mit den ersten Strahlen grüßte oder ihm am Abend den Abschiedskuß gab. Er leuchtete strahlend am Firmament, wenn in der Ebene und in den Thälern die Abendshatten bereits fielen und tiefes Dunkel die zerrissenen Bergschluchten einhüllte. Ewigen Schnee und ewig grüne Palmen konnte hier das Auge mit einem Blick umfassen. Wie glücklich schätzte sich Adler in einer solchen Umgebung! Das war ein echter Horst, von dem er hinausblicken konnte zu den Gipfeln der Berge und niederschauen in eine ganze Welt zu seinen Füßen. Er suchte auch nicht lange nach einem Namen, den er seiner Gründung geben sollte; er nannte treffend seine Niederlassung „Adlerhorst“.

Mit vielem Stolz trug er dieses Wort in die noch sehr weiße Karte des Kilima-Ndjaro-Gebietes. Viele waren schon vor ihm aus Europa nach dieser Gegend gekommen; aber sie besuchten dieselbe nur im Fluge. Er war der erste Weiße, welcher hier sein Haus gebaut hatte.

Wenn er in der Nachmittagsstunde auf dem „Faulenzer“ vor seinem Hause unter einem Sonnenschirm ein Stündchen Siesta abhielt und so mit offenen Augen halb wachte, halb träumte, da



Palmen und Schnee.

S. 60.

umgaukelten ihn gar feltjame Zukunftssträume in seinem lustigen Horste.

Er sah sich um viele Jahrzehnte gealtert. Auf dem Plage seiner Ansiedelung erhoben sich große Bauten, eine Stadt in europäischem Stil. Villen und Gärten reihten sich dicht aneinander; denn Adlerhorst ward inzwischen ein berühmter Kurort, zu dem die müden Kaufleute von der heißen Küste mit Weib und Kind hinaufkamen.

Das Land tief unter ihm hatte sich gleichfalls geändert. Rings um stattliche Dörfer zogen sich große Pflanzungen, in denen tausend Hände fleißig arbeiteten. Auf gut bebauten Straßen erblickte er mit Ochsen bespannte Lastwagen, und über den Kamm des Vorgebirges donnerte ein Eilzug; das Schnauben der Lokomotive hallte in den walddreichen Schluchten wider wie das Pochen eines Riesenherzens. Er sah den ersten Eisenbahnzug in die veränderte Residenz Mandaras einlaufen, und der König mit schneeweißem Haar, der inzwischen sorglos als ein „Pensionierter“ lebte, machte bei dessen Anblick weit den Mund auf und vergaß das Pfeifen, welches die Lokomotive jetzt für ihn besorgte. Und dabei hatte das Land nichts von seinen ursprünglichen Reizen verloren; es hieß nach wie vor das Rauchland, aber die Rauchwölkchen, die zum blauen Himmel emporwirbelten, entstammten nicht schwarzen Fabrikeffen: Hirtenfeuer waren es, welche sie wie friedliche Opfer emporsteigen ließen.

Afrikas Zukunft erschien Adler im rosigen Lichte; er träumte, denn er hatte noch nicht die rauhe Wirklichkeit kennen gelernt, noch war er in keinen rechten Streit mit den Eingeborenen verwickelt, noch hatte ihn bis jetzt das Fieber nicht gepackt und erbarmungslos durchschüttelt.

Heute jedoch hatte Adler keine Zeit zu derartigen Betrachtungen. Er hatte beschlossen, durch die Reize der Gegend verführt, hier länger zu bleiben, und sandte jetzt seine Träger unter Führung Ibrahims nach Mombas, damit sie ihm noch neue Vorräte brächten. Seine Macht wurde allerdings dadurch geschwächt, aber bis jetzt stand er unter dem Schutze Mandaras und brauchte vorderhand nichts zu fürchten.

Mandara selbst war mit dem Plane durchaus einverstanden. Adler sollte ja Briefe an seinen Vater schreiben, daß er ihm mehr Waren schickte.

Adler schrieb jetzt wirklich einen Brief, aber nicht an seinen Vater, das hatte er schon gestern besorgt; sondern an den deutschen Konsul.

Er war gerade mit einer Nachschrift beschäftigt. Diese aber lautete folgendermaßen:

„Noch eine Bitte, verehrter Herr! Wenn Sie mich gestern gesehen hätten, würden Sie gewiß herzlich gelacht haben. Ich kniete vor Mandara mit einem Streifen Papier in der Hand, und nahm, so gut ich eben konnte, Maß für ein Paar Stiefel für den Sultan. In der That bin ich zum Hofschuhmacher Sr. Majestät von Moschi geworden. Das Maß liegt bei, und Sie werden gewiß danach ein Paar Stiefel in Sansibar wählen können. Lieb wäre es mir aber, wenn Sie dieselben eher etwas größer als kleiner wählen wollten. Ich könnte leicht eine Reihe unangenehmer Tage erleben, wenn der Schuh Sr. Majestät zu sehr drücken würde. Mit bestem Dank im voraus

Ihr ergebener
Adler.“

Der Brief war fertig und wurde nun Ibrahim übergeben. Mit diesem wechselte Adler noch einen kräftigen Händedruck, und dann verließ die Karawane Adlerhorst und marschierte der Küste entgegen.



Perlenhalsband der Massai.

9. Der Sturm naht.

Am Abend desselben Tages knallten an der Südgrenze des Rauchlandes 21 Schüsse. Eine Fremdenkarawane rückte in das Land ein.

Sie bot einen seltsamen Eindruck. Friedlich sahen die Leute keineswegs aus. Es waren lauter verwegene Gestalten, welche in dem Zuge marschierten: die Soldaten waren mit Flinten und Dolchmessern bewaffnet, und einige von ihnen trugen blutige Verbandtücher, unter welchen sie ihre frischen Wunden verbargen.

Am verwegensten aber sah der Führer des Zugs aus; auch er war am linken Arm leicht verwundet, wie dies ein um denselben geschlungenes Tuch zeigte: der Mann ist uns kein Fremder mehr; es war Sadi, den wir bereits in Sansibar kennen gelernt hatten.

Er hatte wenig Glück auf dem Marsche von Pangani nach dem Kilima-Ndjaru. Seiner grausamen Natur gemäß verfuhr er rücksichtslos mit den Eingeborenen, deren Dörfer er passieren mußte, und hatte darum manches, wenn auch unbedeutendes Scharmügel zu bestehen. Wenige Tagemärsche von Moschi war er aber auf einen Trupp Massai gestoßen, mit denen er einen blutigen Strauß ausfechten mußte. In dem heißen Kampfe war er zwar Sieger geblieben, verlor aber einige Tote, erhielt selbst eine Wunde und rückte jetzt in keineswegs erfreulichem Zustande, aber mit stolzem Selbstbewußtsein vor Mandaras Residenz.

Die beiden kannten sich von früher her, denn sie waren Waffenbrüder; mehr als einmal hatte Sadi in frühern Jahren Mandara auf dessen Kriegszügen begleitet. Die Begrüßung war darum weniger förmlich, vielmehr recht herzlich.

Bezeichnend waren auch die Geschenke, welche Sadi seinem Freunde übergab; sie bestanden fast ausschließlich aus Gewehren und Pulver.

Mandara pfiß und schnalzte, als er dies erblickte. Er wußte wohl, was diese Geschenke zu bedeuten hatten; er klopfte Sadi auf die Schulter und wies auf die Warenballen hin.

„Ja, ja!“ sagte dieser lächelnd. „Wir verstehen uns, alter Freund. Das alles wird dir gehören, wenn wir Glück haben. Aber schau nur; dort liegt noch etwas für dich; das mußt du tragen, wenn du an der Spitze deiner Krieger ins Feld ziehst!“

Mandara sprang hinzu. Sadi hatte für ihn eine sonderbare Kriegsrüstung mitgebracht: einen roten Husarenrock, einen Dreimaster und einen Schleppsäbel.

„Das mußt du gleich anziehen!“ jagte Sadi. „Und dann besieh dich im Spiegel; so ziehen die Feldherren der Weißen in den Krieg!“

Mandara that es und hüpfte vor Freude.

Die Zeit war gekommen, in welcher sein Stern wieder aufsteigen sollte; Adlers Karawane und Sadis Ankunft bildeten die Quelle eines neuen Reichthums für den heruntergekommenen König. Schon die neuen Gewehre machten seine Armee kriegsfähiger, und im stillen rechnete er zu der Stärke derselben noch die Soldaten Sadis und Adlers hinzu. Sie waren ja, da sie in seinem Lande wohnten, seine Unterthanen und mußten ins Feld ziehen, wenn es Mandara für nötig hielt, den Frieden von Djagga wiederum zu stören und die scheußliche Sklavenjagd von neuem zu beginnen.

Er ließ sich jetzt vor seinem Hause nieder und begann Sadi von seinem weißen Gaste zu erzählen.

Die Ankunft Sadis veränderte mit einem Schlage das freundliche Verhältnis Mandaras zu Adler.

Schon am folgenden Morgen erschien der Häuptling in Adlershorst und zwar in der kriegerischen Karrenrüstung, welche ihm Sadi verehrt hatte.

Der rote Husar mit dem schwarzen Dreimaster, ohne Hosen und Stiefel aber mit langem Schleppsäbel bewaffnet, bot einen zu humoristischen Eindruck, als daß Adler nicht hätte laut auflachen müssen.



Ein Massai in Kriegsrüstung.

Welchen Gegensatz bildete dieser König im Vergleich zu den Kriegern, die ihn begleiteten! Das nationale Kostüm kleidete die schwarzen Kerle vortrefflich.

Sie trugen die Kriegsfarben und waren gekleidet wie die gefürchteten Krieger der Massai. Auf dem Kopfe trugen sie entweder einen mächtigen Reif von Straußenfedern oder einen imposanten Kopfschmuck aus der schwarzen und weißen Mähne des Colobus-Affen. Das Fell dieses Thieres mit seinem langen seidenweichen Haar und den vielen Gegensätzen in der Farbe war roh zusammengenommen als Schulterdecke, in der Art, daß ein kurzer Lappen über die Brust herunterhing, und der hintere Teil des Fells den Rücken bedeckte, während über den langen weißen Schwanz des Affen in der Weise verfügt war, daß es aussah, als gehöre der Schwanzfortsatz dem Träger selber an. Andere Krieger trugen in Ermangelung von Colobusfellen ungeheure dicke Kragen am Hals und Schultern, welche den Kragen unsrer Kutscher glichen. Diese waren gewöhnlich von Hahnenfedern gemacht und schwarz von Farbe, zu andern aber waren kurze schwarze Straußfedern benutzt. Um die Knöchel trugen sie schmale zusammengerastete Stücke Ziegenfell oft in ringförmiger Gestalt. Hölzerne Ringe und Stahlketten hingen von den Ohren herab und noch eine Menge kleinere Zierrate oder Zaubermittel bedeckten den Körper. Dazu die mächtigen Schilde, die gewaltigen Speere!

So boten die Krieger einen wilden, aber doch schönen Anblick, man sah in ihrer Rüstung das Werk urwüchsiger Phantasie vor sich. Der Husaren-König aber sah aus wie ein jämmerlicher Bajazzo.

Der König war augenscheinlich nicht mit guten Absichten nach Adlerhorst gekommen. Er begann alles durchzumustern und zwar in ziemlich frecher Weise und sprach dann zu Adler:

„Du bist doch reicher, als du vorgiebst, und ich bin mit dir nicht zufrieden!“

„So?“ erwiderte Adler. „Was willst du, Mandava?“

„Was ich will? das fragst du noch? Ich habe ja mit dir mein Land geteilt. Du wohnst auf meinem Grund und Boden, du nährst dich von meinem Vieh und von den Früchten meiner Felder. Du kannst jagen, wo du nur willst. Siehst du, ich bin

freigebig. Du aber nicht, du teilst mit mir deine Güter nicht. Komm, öffne deine Ballen und laß mich daraus wählen, was mir gefällt!“

„Das geht nicht, Mandara!“ erwiderte ruhig Adler. „Ich habe dir das Land bezahlt und bezahle auch alles, was ich von deinen Leuten brauche. Das will ich auch in Zukunft thun. Wenn aber deine Leute an mich zu große Ansprüche stellen, so werde ich meine Lebensmittel wo anders kaufen, und wenn du mit dem, was ich dir schenke, nicht zufrieden bist, so werde ich mein Lager aufbrechen und zu deinen Nachbarn ziehen.“

„Und wenn ich das nicht erlaube?“

„Dann werde ich dir nicht gehorchen, und zwingen wirst du mich schwerlich.“

„Vielleicht!“ erwiderte Mandara finster.

„Du bist zu klug, um es zu versuchen“, sagte Adler. „Du kennst wohl meine Macht und weißt wohl, daß mich der Konsul in Sansibar befreien würde, wenn du mich dennoch zum Weiben zwingen wolltest. Sei nur klug und vernünftig, Mandara, den Schaden hättest nur du zu tragen. Kein Weißer würde mehr durch dein Gebiet ziehen; man würde einen andern Häuptling, einen deiner Nachbarn unterstützen und ihn zum Herrn des Kilima-Ndjaro machen.“

„Wer weiß?“ erwiderte trotzig Mandara. „Der Sultan Said Bargasch ist mächtiger als alle Weißen, und Said Bargasch braucht Sklaven, ihr aber wollt den Sklavenhandel verbieten.“

„Wer dir das gesagt hat, der ist ein Lügner, Mandara. Said Bargasch hat eine Reise in das Land der Weißen unternommen, und wenn du nur bis nach Sansibar reisen wolltest, dann würdest du einer andern Meinung sein. Glaube übrigens deinen Suaheli-Händlern, was du willst. Mir soll es gleich sein. Jetzt aber sage mir, warum du mich aufgesucht hast. Du meinst, ich sollte dir geben, was du willst. Das geht nicht; denn mit demselben Rechte könnte ich zu dir kommen und nehmen, was mir gefällt.“

Mandara lächelte. Dann sprach er nach einer Weile: „Du bist heute nicht gut gelaunt und kannst die Worte eines Freundes nicht verstehen!“

Abler fiel es bei diesen Worten ein, daß auch Mandara schwerlich seine Rede begreifen konnte; er griff zu einem Auskunftsmittel und sagte:

„Höre mich, Mandara. Einst lebte in Maja (das Land der Weißen) ein Mann, der ein Huhn besaß, welches ihm jeden Morgen ein goldenes Ei legte. Der Mann freute sich anfangs sehr darüber; aber nach einer Weile wurde er ungeduldig, und er sprach: «Anstatt so viele Tage zu warten, bis ich reich werde von den Eiern dieser Henne, will ich sie lieber aufschneiden und all das Gold an mich nehmen!» Gesagt, gethan; aber er fand nichts drinnen. Nun, war das nicht ein großer Narr, Mandara?“

Mandara besann sich eine Weile und sprach:

„Vielleicht war er das! Aber ich will dir auch eine Geschichte erzählen. Wenn ich Samen lege oder ein Bäumchen pflanze, so laß ich es anfangs ruhig wachsen; ich ziehe es nicht empor, um nach den Wurzeln zu sehen, und pflücke nicht die frühen Blüten oder zarten Blätter ab. Ich warte, bis es reif ist, und dann“, fügte er gedankenvoll vor sich blickend, „haue ich es ab, wenn es nicht reichliche Früchte trägt.“

„Du bist ein trefflicher Gärtner, Mandara“, erwiderte Abler, „aber ich glaube, du bist noch ein trefflicherer Krieger. Und so wird dich gewiß folgende Geschichte interessieren:

„Zu einem Könige, welcher Krieg führen wollte, kamen einst zwei Fürsten mit ihren Karawanen. Beide wollten seine Freunde sein, und der König wußte nicht, wer der Mächtigere von den beiden sein könnte; an äußerer Macht schienen ihm beide gleich. Der König ahnte aber nicht, daß der eine ein Zauberer war, und in seiner Unwissenheit beleidigte er ihn. Der Zauberer grollte, und als die Feinde in das Land kamen, verlor er das Heer des Königs. Glaubst du nicht, daß der König klüger gehandelt hätte, wenn er mit beiden in Frieden gelebt hätte?“

„Vielleicht!“ erwiderte Mandara. „Jetzt weiß ich nur, daß du mein Freund bist, und wenn du auch arm bist, so kannst du weiter bei mir leben. Dein Vater sendet dir doch Waren. Ich kann warten, bis das Bäumchen Zweige und Früchte treibt. Jetzt aber laß uns plaudern!“

„Ein andermal, Mandara“, erwiderte Adler. „Ich muß auf die Jagd gehen. Aber der Hut sitzt dir schlecht; er paßt nicht für dich, bei uns tragen ihn nur Sklaven oder Diener. Warte, ich will dir einen Hut geben, der deiner würdiger ist.“ Adler holte aus dem Zelt das Geschenk, welches er schon seit einigen Tagen für Mandara bereit hielt; es war ein Cylinder, ein Chapeau-Claque.

Mandara besah sich das runde zusammengepreßte Ding und sagte spöttisch:

„Das soll man auf dem Kopfe tragen, das fällt ja bei jedem Schritt herab.“

„Paß nur auf, Mandara!“ sagte Adler und drückte auf die Feder. „Jetzt ist der Hut fertig; ein bißchen Zauber liegt darin.“

Mandara pfiß. Er ergriff den Hut, nahm den Dreimaster vom Kopfe, setzte die Angströhre auf, drückte den Dreimaster unter den linken Arm und rückte ab, als ob er einen Diebstahl begangen hätte.

Ein roter Huzar ohne Beinkleider und ohne Stiefel mit einer Angströhre auf dem Kopfe! Und der Narr hatte doch augenblicklich das Schicksal Adlers in seiner Hand. Diejem kam es nun vor, als ob er in die Macht eines Verrückten gegeben worden wäre.



Kriegstopfshelm aus Straußenfedern.

10. Gewarnt.

Einige Tage nach diesem Besuche Mandaras in Adlerhorst ging Leichtfuß durch einen dichten Wald, der sich an den Ufern eines Baches ausbreitete. Er folgte dem schmalen Pfade der Eingeborenen und blieb vor einem hohen Baume stehen. Hier hatte er das Nest eines Nashornvogels ausgekundschaftet und wollte es jetzt ausnehmen, um seinem Herrn eine Überraschung zu bereiten. Gewandt wie ein Affe kletterte er an dem mit Lianen bewachsenen Stamm empor und verschwand in der dichten Laubkrone.

Die Vögel waren jedoch noch zu jung, und Leichtfuß wollte gerade sich vom Baume zur Erde niederlassen, als er ein Knicken der Zweige und menschliche Stimmen wahrnahm. Er blieb ruhig in seinem grünen Versteck und blickte auf den Pfad hinaus.

Bald erschienen an einer Biegung des Weges zwei dunkle Gestalten. Leichtfuß erkannte in ihnen Mandara und Sadi.

Sie schritten gerade auf den Baum zu und setzten sich in dessen Schatten.

Leichtfuß blieb auf dem hohen Aste ruhig sitzen; eine unbestimmte Neugierde erfaßte ihn; er beobachtete aufmerksam das Treiben der beiden.

Bald drangen vernehmliche Worte zu ihm hinauf. Sadi sprach: „Glaube ja nicht an die Zauberkraft des Weissen, Mandara. Er heißt in Sansibar keineswegs der Sohn des Zauberers, sondern Imaruea (Adler in der Djaggasprache). Nenne auch du ihn also.“

„Und das Gewehr?“ fragte Mandara. „Es muß doch ein Zaubergewehr sein.“

„Unsinn!“ erwiderte Sadi. „In Sansibar haben viele solche Gewehre, und ich selbst habe ein solches. Es ist kleiner, das ist wahr; aber es leistet dieselben Dienste, wie das große Ablers. Ich nenne es aber nicht Zaubergewehr, sondern Revolver. Ich will es dir zeigen, wenn wir in das Dorf zurückgekehrt sind.“

„Gut!“ sprach Mandara. „Aber das brennende Wasser?“

„Es ist Kinderei“, entgegnete Sadi, „ein Feuerwerk, wie du es an der Küste oft sehen könntest.“

Eine Pause entstand. Dann fuhr Sadi fort:

„Stelle ihn auf die Probe, Mandara. Wenn er ein Zauberer ist, so soll er dir einen Beweis geben, der vollgültig ist. Frage ihn, ob er dir etwas zeigen kann, was er unmöglich von der Küste in seinen Ballen eingepackt hat. Etwas Großartiges!“

Mandara sprang auf.

„Du hast recht, Sadi, aber was? Ich bin ja niemals an der Küste gewesen.“

„Nun“, sprach Sadi mit teuflischer Freude, „mag er deinen Blicken die Stadt Sansibar vorzaubern, wie sie daliegt im hellen Sonnenglanze an der Küste des Meeres; die Stadt mit dem Palaste von Said Bargasch, mit den besagten Häusern der Konsuln, mit den vielen Schiffen und Dampfern. Oder verlange von ihm, daß er dir den Sultan selbst zeigt, daß er dessen Schatten zwingt, sich von seinem Körper zu lösen und hier vor deinem Hause zu erscheinen. Oder sage ihm, er solle ein Manowari, das nur auf dem Wasser schwimmen kann und das zehntausend Menschen auf dem Lande nicht von der Stelle rücken können, hier in die Berge versetzen, damit du es schauen kannst. Wenn er das thun kann, dann, ja dann mußt du glauben, daß er ein Zauberer ist.“

„Das verlange ich von ihm!“ rief Mandara ungeduldig; „heute noch! Das alles will ich sehen: die große Stadt am Meere, den Sultan Said Bargasch, und die Manowari der Weißen! Alles, alles!“

„Nimm mich aber mit, Mandara!“ sprach höhniisch Sadi. „Ich möchte sehen, welche Miene Umaruea dazu macht, und hören möchte ich, was er dir antwortet!“

„Komm, komm“, sprach Mandara. „Noch heute Abend will

ich zu seiner Ansiedelung, zu dem Neste des Imaruea hinaufgehen, und du darfst mich begleiten.“

Sadi lachte teuflisch; sein Plan war gelungen; in dieser Nacht mußte das Ansehen Adlers an Mandaras Hofe in nichts versinken.

„Und dann“, sprach er, „wenn du dich überzeugt haben wirst, daß Imaruea kein Zauberer ist, dann wirst du wohl den Mut finden, mit ihm kurzen Proceß zu machen, damit du auf seinem Feldstuhl sitzen und in seinem Bette schlafen kannst!“

„Was ich dann thue, das laß nur meine Sorge sein. Dann soll er seine Ballen öffnen, oder du weißt es, ich lasse ihm die Brust öffnen, um zu sehen, wie es im Herzen meines Freundes ausschaut! Komm aber jetzt, Sadi; die Sonne rüstet sich zum Niedergang, und wir müssen noch unsere Krieger zusammenrufen.“

Auch Sadi erhob sich und ging hinter Mandara. In dem dichten Unterholz entschwanden beide den großen weitgeöffneten Augen des jungen Regers. Nach einigen Minuten kletterte Leichtfuß, noch bebend am ganzen Körper, vom Baume herunter und lief so schnell er konnte, seinem Namen alle Ehre machend, nach der Niederlassung Adlerhorst. Nicht allein die Besorgnis um die Sicherheit seines Herrn beslügelte seine Schritte; er wußte wohl, was auch ihm bevorstand, wenn Sadis Pläne in Erfüllung gingen: die Karawanenleute würden dann niedergemetzelt oder zu Sklaven gemacht werden. Und er hatte gar keine Lust, sein junges Leben zu verlieren oder in einem Winkel des dunklen Erdteils das Los eines Sklaven zu tragen.

Adler stand gerade vor der Thür seines Hauses und fütterte seine Hühner mit Brosamen von Maisbrot, als Leichtfuß über die Brücke des Baches setzte.

„Leichtfuß! Was ist dir geschehen?“ rief er erstaunt, als er seinen Diener schweißbedeckt und mit fliegendem Atem vor sich zu Boden sinken sah.

„O Herr!“ keuchte dieser. „Höre! Rette dich; rette uns, du bist verraten!“

Und nach Atem ringend erzählte er nun in gebrochenen Sätzen alles das, was er soeben erlauscht hatte.

Abdler's Stirn durchkreuzte anfangs eine Furche der Verzweiflung; dann aber im Laufe des Berichtes hellte sich sein Antlitz auf; er lächelte sogar, als er nunmehr zu seinem Diener sprach:

„Schäme dich! Ich hätte gedacht, daß du mutiger bist. Vertraue mir, mein Junge! Laß sie nur kommen, Mandara und Sadi; du wirst sehen, wie beschämt sie von dannen ziehen werden, wie sie zittern werden, mehr noch als du. Aber eins befehle ich dir. Davon, was du gehört, sprichst du zu niemand ein Wort. Mit leeren Worten soll man meine Leute nicht furchtjam machen; sie sind es schon so wie so genug.“

„Nicht alle, Abdler“, unterbrach ihn eine Stimme, und um die Ecke des Hauses tauchte Abdallah's kräftige Gestalt hervor. „Nicht alle, denn Abdallah kennt keine Furcht, und wie er dem wilden Büffel standhielt, so wird er auch Mandara und Sadi begegnen können. Zwei Ohren mehr, als du dachtest, haben die Enthüllung des Leichtfuß vernommen; aber keine Furcht weckte sie in dem Herzen Abdallah's. Freilich vor jenen Trägern dort müssen wir schweigen; aber wir drei genügen, um den Schurkenstreich zu durchkreuzen!“

„Dank dir, braver Abdallah“, sagte Abdler gerührt. „Deine Hilfe werde ich gern annehmen, wenn die Stunde der Gefahr schlägt. Für heute will ich mit Mandara allein fertig werden. Bleibt nur hier, du und Leichtfuß, und —“, fügte er gedankenvoll hinzu, „für alle Fälle könnt ihr ja eure Büchsen in Bereitschaft halten. Jetzt aber, meine Freunde, laßt mich für den würdigen Empfang des Königs sorgen.“



Keule der Massai.

11. Geistererscheinungen.

Lange Zeit blieb Adler in dem hintersten Gemach seines Hauses, in welchem sich sein Laboratorium befand. Schweigend saßen Abdallah und Leichtfuß auf der Schwelle; sie fühlten beide, daß sich etwas Ungewöhnliches vorbereitete und schauten scharf nach der Biegung des Weges, die nach Mandaras Residenz führte.

Stille herrschte auf dem Pfade; die Abhänge des Felsens, das Grün der Bäume erglänzten schon in dem rötlichen Schein der Abendsonne. Am Ende war es doch nur ein blinder Lärm. Mandara wagte nicht, den Zauberer auf die Probe zu stellen.

Da trat Adler mit einer großen hohen Rolle vor die Thür und winkte Leichtfuß herbei; er ging mit ihm auf die Hinterseite des Hauses, auf einen kleinen grünen Platz, welchen man von dem Fenster des Laboratoriums überschauen konnte. Er war dem Fenster gegenüber von einer Gruppe niedriger Sträucher begrenzt, über die sich einige Bäume erhoben. Ibrahim hatte seiner Zeit die Bäume fällen wollen; er unterließ es aber auf Adlers Befehl. An den Zweigen der Bäume befestigte Adler die Rolle und ließ dann das untere Ende derselben fallen; eine weiße Leinwandfläche hing jetzt herab und reichte bis zur Erde nieder.

Hierauf nahm Adler einige Pakete Papier und legte sie im Gebüsch vor der Leinwand nieder; in jedes steckte er einen mit grüner Seide umspinnenen Draht, wie man ihn zu elektrischen Leitungen benutzt, führte dann auf der Erde die Drähte bis an das Fenster des Laboratoriums und stieg durch dasselbe in das Haus zurück.

Jetzt ertönte in der Schlucht, die von Mandaras Residenz zum Adlerhorst führte ein Bohlen und Toben, und bald erschienen

auf dem Pfade, von den Strahlen der schon den Rand des Horizonts berührenden Sonne blutigrot beleuchtet, Mandara und Sadi, von einem Trupp Krieger begleitet.

„Abdallah, Leichtfuß“, sprach jetzt Adler, der eben vor die Thür getreten war, „wenn ich Mandara und Sadi in den Hof begleitet habe, dann bleibt ihr hier auf der Schwelle stehen, haltet die Gewehre in der Hand und laßt niemand herein.“ Dann wandte er sich noch in das Nebenhaus, und rief Sephas, dem Koch, zu, er solle einige Kalabassen Palmwein und Bananenbier, zwei berauschende Getränke der Eingeborenen, herbeiholen. Mandaras Schar zog jetzt über die Brücke. Frech, lärmend kamen die Leute; man sah, daß sie übermütig waren und ein wenig getrunken hatten.

Adler saß ruhig auf seinem Feldstuhl und ließ Mandara näher treten.

„Die Nacht bricht an, Mandara!“ redete er ihn an. „Und eine finstere Nacht wird es, in der kein Mond scheinen wird. In solchen Nächten pflegen die Djagga zu schlafen und erheitern sich nicht durch Tanz und Musik. Was führt denn dich um diese Zeit zu dem Sohne des Zauberers?“

Sadi grinste höhnisch bei diesen Worten, und Mandara sprach: „Imaruea! Warum schmückst du dich mit fremden Federn? Warum nennst du dich nicht bei deinem richtigen Namen?“

„Mandara“, erwiderte Adler, „hast du dir deinen Namen selbst gegeben? Deine Eltern nannten dich Ndara, und erst als du ein großer Häuptling geworden bist, nannten dich die Leute Mandara, d. h. König Ndara. Sohn des Zauberers habe ich mich auch nicht selbst genannt; so nannte mich das Volk, ebenso wie es dich König nennt; und daß ich meinen Namen ebenso gut verdiene, wie du den deinen, das wissen die Leute, die mich kennen. Frage sie, wenn du willst. Aber wenn es dir gefällt, kannst du mich Imaruea nennen; es ist ein stolzer Vogel, der ihn führt, ein König der Lüfte, der seinen Feinden zu trotzen weiß und den kein Tier zu besiegen vermag.“

„Du sprichst schön, Imaruea“, erwiderte Mandara. „Bei uns spielen kleine Knaben Krieg, und den stärksten, der am besten

schreit, nennen sie den König, obwohl er niemals einen Feind erlegt, einen Sklaven gemacht hat. Es giebt auch große Kinder, Umarua, welche kurzen Verstand haben und wenig in der Welt gesehen haben. Solchen großen Kindern, solchen Dummköpfen kannst du von brennendem Wasser und von Zaubergewehren reden; ich weiß, daß das alles Kinderspielzeug ist und du kein Zauberer bist.“

„Du kannst denken, was du willst, Mandara“, erwiderte ruhig Adler. „Willst du dich nicht lieber setzen und bei einer Schale Palmwein mit mir plaudern. Siehst du, ich will dich gar nicht überzeugen, daß ich ein Zauberer bin, obwohl ich es leicht könnte. Setz dich doch, Mandara!“

„Nein!“ schrie Mandara. „Du sprichst nur leere Worte; du kannst mich nicht überzeugen, und ich weiß, daß du ein Lügner bist.“

„Mäßige dich, Mandara“, sprach ruhig Adler. „Weißt du denn überhaupt, was Zauber ist? Hast du je mit Geistern gesprochen, welche ganze Städte, Manowari auf dem Rücken tragen und das Schattenbild eines Menschen von seinem Körper loslösen können? Kennst du die Macht dieser Geister? Wage nicht ihren Zorn und ihre Rache herauszufordern, wenn du ihren Priester beleidigst!“

„Fah“, rief Mandara. „So überzeuge mich! Zeige mir noch heute die Stadt Sansibar am Ufer des großen Meeres mit ihren hohen Häusern und Fahnen; zeige mir ein Manowari, das nur auf dem Wasser schwimmt und das Land scheut; zeige mir den mächtigsten Sultan der Welt, den Said Bargasch, in seinem prächtigsten Gewande und ich will dir glauben, und du sollst mein Freund bleiben.“

Tiefe Stille herrschte nach diesen Worten. Sadis Augen funkelten in der tiefen Dämmerung, wie die Lichter eines Panthers; Leichtfuß bebte an allen Gliedern; Abdallah presste krampfhaft den Lauf seiner Flinte; Adler aber stand jetzt auf und blickte fest in Mandaras Züge.

In frühern Jahrhunderten gab es Magier und Schwarzkünstler, welche dieselben Wünsche mächtigen Herrschern erfüllten.

Sie ließen Schattenbilder verstorbener Königinnen vor ihren Augen schweben; zeigten ihnen den Trojanerfürsten Paris und die schöne Helena; was sie vermochten, das lag auch in Ablers Hand, denn er war ja als Magier in dieses Land gekommen, und er war vorbereitet auf die Scene, welche er jetzt spielen sollte, und fest in seiner Rolle wie der beste Schauspieler.

Langsam sprach er nun:

„Deinen Wunsch will ich erfüllen, Mandara. Muß es aber noch heute sein?“

„Heute noch, sofort!“ schrie der Häuptling. „Zeige mir gleich alles, was ich sehen will.“

„Gut, noch in dieser Nacht sollst du die Wunder schauen. Aber du verlangst Großes und nicht zu jeder Stunde sind die Geister bereit, vom Schneegipfel des Kibo zur Erde herniederzusteigen. Warte bis der vierte Stern in dem Bilde des Kreuzes erglänzt, dann ist die Stunde der Dämonen gekommen. Und ferner: nicht vor einem Haufen gemeinen Volkes lassen sie die Erscheinungen der Fürsten auftreten. Nur ein König darf das Schattenbild eines Königs schauen; höchstens ein Diener darf ihn begleiten. Wähle also Mandara einen von deinen Getreuen, mit welchem du das Zauberwerk schauen willst, und laß deine Krieger jenseit des Baches lagern. Dann setzen wir uns hier nieder, und warten bis die Geisterstunde gekommen.“

Sadi flüsterte Mandara ins Ohr.

„Wohl!“ erwiderte hierauf Mandara. „Ich nehme Sadi mit, und meine Krieger mögen jenseit des Baches warten!“ Er gab hierauf die nötigen Befehle, und lärmend zog der Haufen über die Brücke.

Abler setzte sich inzwischen neben seinen ungeladenen Gästen nieder und plauderte ruhig mit Mandara, bis die Sterne am Firmament in größerer Zahl erglänzten und die Nacht rabenschwarz wurde.

„Die Geisterstunde ist da“, sprach er dann. „Steht auf und folgt mir!“

Er führte sie an die Hinterwand des Hauses, zog mit einem Stab einen engen Kreis in den Erdboden, nötigte Mandara und Sadi sich in demselben niederzusetzen und sprach feierlich:

„Der Zauber beginnt; wenn dir dein Heil und Wohl teuer ist, so verlasse, Mandara, diesen Platz nicht und gebiete deinem Diener dasselbe zu thun; denn die Geister der Nacht sind nun entfesselt, und sie vernichten dich, so du diesen Kreis durchschreitest.“

Der Hofuspokus, dazu in rabenschwarzer Nacht getrieben, verfehlt nie den Eindruck auf die Menschen. Mandara und Sadi saßen schen, still in sich gefehrt.

„Schau auf die weiße Wand dort drüben, Mandara!“ sprach nun Adler. „Dorthin werde ich die Geister zaubern; dort wirst du die Stadt erblicken, dort wird das Manowari vor deinen Augen aufstauen; dort wird das Schattenbild von Said Bargaich vor dir stehen! Warte hier und laß mich in mein Haus eintreten; denn dort muß ich die Geister anrufen.“

Mandara antwortete nicht; als aber Adler verschwunden war, sprach er zu Sadi:

„Amaruea ist doch ein Zauberer!“

„Laß uns sehen, was er thun wird!“ erwiderte dieser und biß sich in die Lippen; denn er hatte das Gefühl, daß er die Partie verlieren werde, und außerdem erfaßte auch ihn eine unheimliche Angst.

Stille herrschte im Walde; hier und dort vernahm man nur das Zirpen einer Grille; kein Geheul der Löwen, kein Gelächter der Hyänen ließ sich vernehmen.

Mandara heftete das Auge unverwandt auf die weiße Leinwandfläche.

Plötzlich flammte es auf in einem der niedrigen Büsche; ein roter Feuerschein loderte empor; das bengalische Licht warf seine magische Farbe auf die hohen Bäume und färbte blutrot die weiße Fläche.

„Ein Feuerwerk!“ höhnte Sadi.

Aber Mandara hörte nicht auf ihn; er sperrte den Mund weit auf und heftete den Blick auf die wallenden roten Wölkchen. Allmählich erlosch das Licht, und als die letzten Funken verglommen, da zischte es laut auf in dem Busche; eine Rakete flog in die Höhe und hoch über den Baumkronen zerplatzte sie zu einem

Duzend farbiger Sterne, die wie ein Feuerregen zur Erde niederfielen, aber noch hoch in der Luft erloschen.

„Eine Rakete!“ sprach Sadi verächtlich.

Aber Mandara, der vor Erregung zitterte, herrschte ihn an: „Schweig! Das ist wahrlich ein Zauber!“

Nun huschte über die Leinwandtafel ein runder gelblicher Schein, und unmittelbar darauf erschien auf ihr eine prächtige leuchtende Landschaft: Der Hafen von Sansibar mit schimmernden Häusern im Hintergrunde, mit Flaggen auf den Dächern; mit der See, auf welcher viele Schiffe lagen, mit dem Strande, auf welchem man winzige Menschen sah.

Mandara fiel zurück; mit dem linken Ellenbogen stemmte er sich auf die Erde; die rechte Hand hielt er über den Augen und schaute unter ihr auf das glänzende Bild, während Staunen und Schreck sich in seinem Antlitz widerspiegelten.

Hinter dem Fenster aber ließ sich Adlers klare Stimme vernehmen:

„Du siehst jetzt, Mandara, was du sehen wolltest. Es ist Sansibar. Dein Diener Sadi hat es tausendmal geschaut; er soll sagen, ob die Geister lügen. Sprich, Mein! Sadi, wenn dies nicht der Hafen von Sansibar!“

Sadi aber schwieg, und nach einer Minute verschwand das Bild; in demselben Augenblicke zischte es in einem der Büsche, und diesmal leuchtete eine blaue Flamme über dem Gebüsch. Hierauf flog eine zweite Rakete in die Höhe und dann tauchte auf der weißen Leinwand, hin und herschwankend, wie von Wogen getragen, ein schwarzes großes Schiff mit vielen Masten, weißen Segeln und einer langen Rauchsäule, die aus dem Schornstein emporstieg.

„Manowari! Manowari!“ rief jetzt Mandara, am ganzen Leibe zitternd. „Großer Zauberer; ich glaube dir alles; banne deine Geister; ich will nichts mehr schauen!“

„Schau nur zu, Mandara!“ rief Adler, herzlich für sich lachend, und ließ das Manowari verschwinden. „Schau nur zu, denn Said Bargaich' Schatten kann ich nur auf einen Augenblick beschwören; er muß zu dem Körper seines Herrn, der jetzt in



„Atlantart!“

seinem Palaste schläft, schleunigst zurückkehren; sonst müßte der Mann elenden Todes sterben. Schau nur zu, Mandara!“

Abler sparte jetzt die Einlage an Feuerwert und ließ auf der weißen Tafel das Bildnis eines prächtigen Türken auftauchen, welches er jedoch nach wenigen Sekunden wieder verschwinden ließ, bevor Sadi die Züge hätte zu erkennen vermögen.

Trotz der kühlen Nacht lag Mandara im Schweiß gebadet in dem Zauberkreise und schrie jämmerlich: „Höre auf, Sohn des Zauberers; einen fetten Stier und Kühe und Ziegen und Schafe sollst du erhalten; brauchst mir keine Geschenke zu geben; höre nur auf; denn mich blenden die Geister!“

„Bleib nur ruhig, Mandara, in dem Zauberkreise, wenn dir dein Leben teuer ist; noch eins mußt du schauen; das fürchterliche unsichtbare Wesen, welches den Schlaf von den Augen der Menschen nimmt, den bösen Dämon, welcher sie bis aufs Blut peinigt. Jetzt erscheint es; schau hin!“ und in der That erschien auf der Leinwand ein gar böses Wesen!

Es war wohl irgend ein heraldischer Drache, wie er nirgends und niemals auf der Welt gelebt hat und welcher nur der überschwenglichen Phantasie eines Künstlers sein bildliches Dasein verdankte. Gewaltige Krallen gaben seinen Füßen ein furchtbares Ansehen; der schuppige Schwanz endete in einem mächtigen Stachel; sieben Zungen und eine gewaltige Feuerflamme zuckten hervor aus dem weit aufgesperrten Rachen.

„Siehst du die Krallen des Untiers, siehst du das Feuer, welches es speit, siehst du die Lanzenspitze an seinem gewaltigen Schwanz?“ fragte Abler.

Mandara stöhnte; Sadi saß wie versteinert. Er konnte sich die Erscheinungen nicht deuten, und dachte, der Teufel triebe hier doch sein Spiel.

Jetzt verschwand das Prachtexemplar eines Drachen auf der Leinwand; mehrere bengalische Flammen erglühten; einige Leuchtugeln flogen in die Höhe und Abler trat vor die Hausthür. Jenseit des Baches standen die Soldaten Mandaras, dicht gedrängt wie eine Herde Schafe. Wie das Jaunpublikum hatten sie nur einen Teil des Programms gesehen: den Feuerschein, die Ra-

keten und Leuchtkegel; aber das genügte. Sie hatten genug, und an Johlen und Lachen dachte keiner von ihnen.

Abdallah und Leichtfuß hatten nichts gesehen; sie hatten nur gehört, was gesprochen wurde, und nur das Aufzischen der Raketen vernommen. Aber sie waren zufrieden, als sie ihren Herrn mit lustigem Lächeln vor das Haus treten sahen.

Dieser ging mit eiligen Schritten um die Ecke des Hauses und rief nun Mandara zu:

„Komm, König! Imauea hat die Geister heimwärts auf den Ribo geschickt. Komm, wir zünden Feuer an, trinken Palmwein und plaudern ein wenig.“

Mandara kam mit schlotternden Knien heran; er stotterte nur:

„Oh! oh! dieses Ungetüm . . . diese Feuerfunken . . . nach Hause . . . nach Hause . . . Leb wohl, mein Freund! Leb wohl, du großer Zauberer . . .“

„Wie du willst, Mandara. Es geht sich gut in der kühlen Nachtluft. Wohl bekomm's, alter Freund!“

Sadi folgte dem Häuptling; er blickte finster vor sich hin; er vermochte sich über das Geschaute keine Rechenschaft abzugeben und schwankte zwischen Zweifel und Glauben. Eins aber fühlte er klar, sein Haß gegen Adler war verdoppelt.

Vor der Brücke standen, gleichfalls voll Schrecken, die Träger und Diener Adlers; auch ihnen wurde dasselbe Schauspiel zu teil, welches Mandaras Krieger genossen hatten.

Mitten durch den Haufen der Leute lief jetzt der König so schnell, daß Sadi ihm kaum zu folgen vermochte; er eilte im Sturmschritt über die Brücke, über den Pfad und verschwand in der Schlucht; hinter ihm wie eine Rote von Teufeln seine Krieger und Sadi.

Es war ein toller Lauf durch den dunklen Wald. Trieb denn ein siegreicher Feind Mandaras Truppen in schmähliche Flucht?

Erschrocken fuhren die Affen aus dem Schlafe, schauten entsetzt auf die vorüberstürmende wilde Jagd, und instinktiv sich zur Wehr setzend, warfen sie dürre Äste auf die unheimlichen Gestalten. Dann sprangen auch sie von Baum zu Baum, bis sie in tiefem

Dickicht verschwanden; sie weckten die Vögel, die aufreißend mit schwerem Flügelsschlag gleichfalls die Flucht ergriffen.

Auch als der Wald aufhörte und die weite parkartige Weidelandtschaft begann, hemmte Mandaras Schar nicht den Sturmschritt. Vorwärts brauste sie daher mit geschwungenen Lanzen und Schilden; im Winde flatterte der buschige Kopfschmuck, flogen die Felle auf dem Rücken, machten die Affenschwänze sonderbare Windungen. Ein Rhinoceros weidete in geringer Entfernung; einige Antilopen zogen zur Tränke. Das Rhinoceros hob ärgerlich sein mächtiges Haupt, sah eine Weile das ungewohnte Bild an und, von der Angst angesteckt, machte es kehrt, und schnaubend wie ein Dampfroß stürmte es davon. Die Antilopen stuzten und ergriffen mit Windeseile die Flucht; zu ihnen gesellten sich Trupps der Zebbras; die Strauße erwachten und mit lang vorgezogenen Hälsen liefen sie, was sie nur konnten.

So pflügt nur ein Aufruhr das Tierreich der Steppe zu erfassen, wenn in der dürren Zeit der Wüstenbrand auflodert und das flammende Feuer auf den Flügeln des Windes durch die Landschaft getragen wird.

Inzwischen aber sprach Adler begütigende Worte zu seinen Leuten, verwies sie zur Nachtruhe und ging daran, den Schauplatz des Feuerwerks abzuräumen. Die Leinwandtafel wurde zusammengerollt. Einige Raketen hatten doch versagt; Adler packte sie wieder sorgfältig ein, wickelte die Leitungsdrähte ordentlich zusammen, stellte die Batterie ab und verschloß wieder in einem Kasten die mächtige Waffe, mit welcher er heute Mandara und Sadi geschlagen hatte: die Laterna magica, deren Bilder ihm noch niemals so viel Freude bereitet hatten.

Obwohl schon bald Mitternacht, die richtige Geisterstunde nahte, so ging er dennoch nicht zu Bett. Vor dem Hause brannte ein Feuer, und der treue Abdallah und der gute Leichtfuß saßen ruhig vor demselben, als pflichtbewusste Wachtposten, die der Ablösung harren. Adler beschloß mit ihnen einen kleinen Siegeschmaus zu teilen; er holte aus seinen Vorräten eine Flasche Champagner. An welchem Tage sonst hätte er ihn trinken

sollen, wenn nicht an diesem, den er zu den denkwürdigsten seiner Reize zählte.

Die Becher erklangen; der Wein schäumte, und unter dem schimmernden Sternenzelt saßen drei fröhliche Menschen, welche über Mandara und Sadi sich lustig machten.

Adler war sicher, daß Mandara ihn in Ruhe lassen würde. Er ahnte aber auch, daß sein Intriguentkrieg mit Sadi noch nicht zu Ende war. Der heutige Tag bildete nur ein Vorspiel. Ein Verbrecher von Sadis Schlage fürchtet auf die Dauer weder Hölle noch Teufel. Vor ihm mußte er auf der Hut sein.



Eine junge Frau Mandara's.

12. Die vierzehige Spur.

Die Geschlagenen beugen das Knie vor ihrem Sieger, und also that auch Mandara.

Schon am nächsten Tage kam die Kriegsentzündung; kam alles, was Mandara in seiner Angst versprochen: ein fetter Stier und zwei Kühe, einige Ziegen und Schafe, und außerdem fügte der König noch ein kostbares Geschenk aus eigenem Antriebe hinzu: ein junges Weib aus seinem Harem, welches er dem weißen Zauberer verehrte.

Abler nahm dankend das Vieh an, ließ sich aber auf Menschenschacher nicht ein. Das junge Weib sollte mit dem Boten heimkehren.

Es fiel aber Abler ein, daß er bis jetzt für die Frauen Mandaras noch nichts gethan, und er beschloß die günstige Gelegenheit zu benutzen, um unter den schwarzen Damen sich Freundinnen zu erwerben.

Er machte einen tiefen Griff in seine Perlenvorräte und übergab sie der Frau, damit sie dieselben an ihre Freundinnen vertheilte. Er fügte noch einige bunte Tücher hinzu und ließ die Boten von dannen ziehen. Traurig, gesenkten Hauptes zog die Negerin über die Brücke; viel lieber wäre sie die Frau des weißen Zauberers geworden, anstatt dem einäugigen Mandara zu dienen.

Es kamen nun herrliche, friedliche Tage. Sadi war bei Mandara in Ungnade gefallen. Was Abler wünschte, das erfüllte ihm Mandara; im geheimen hegte er zwar den Wunsch, noch mehr Zauberkünste zu sehen, aber er vermochte nicht ihn über die Lippen zu bringen. Abler merkte es wohl, aber sein Arsenal an Zauberkräften war beinahe erschöpft; er hatte den stärksten Trumpf

ausgespielt, und er beschloß, in diesem Punkte Mandara nicht nachzugeben.

Er nützte den Sieg aus und jagte. Abdallah und Leichtfuß waren seine steten Begleiter, und bald füllten sich seine Schuppen mit Fellen seltener Tiere, denn an Wild fehlte es nicht in diesem gesegneten Lande.

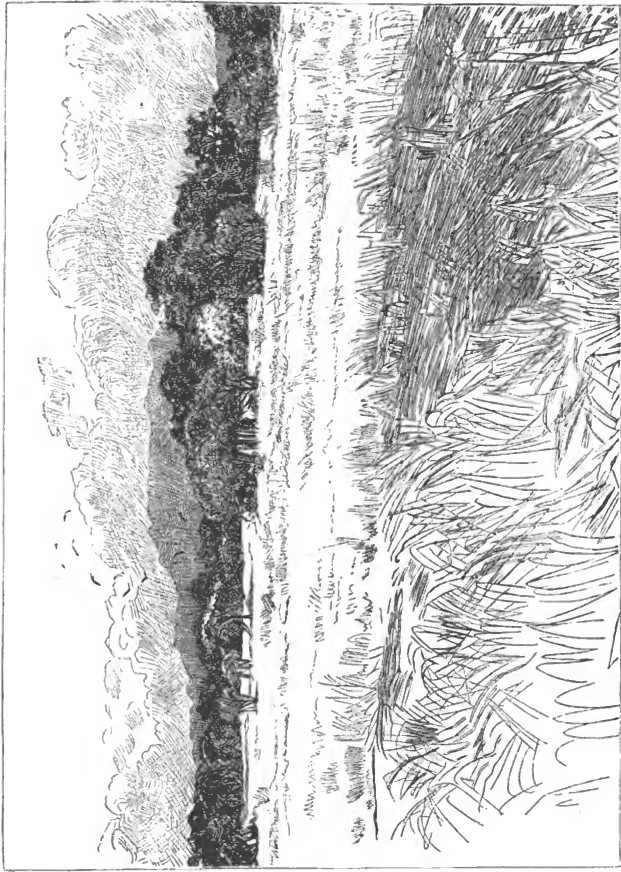
Wo die Hütten und Pflanzungen des Rauchlandes aufhörten, begann eine parkartige Landschaft.

Dort, wo kleinere Flüsse und Bäche sich hinschlängelten, wuchs ein dichter Urwald, welcher von den Reisenden wegen seiner geringen Breite mit dem zutreffenden Namen „Galerieswald“ bezeichnet wird. Von ihm sonderten sich einige Bäume ab, welche einen Teil der Ebene bedeckten, sodaß dieselbe einem verwilderten Obstgarten ähnlich sah; weiterhin folgten große Grassteppen nur mit niedrigem Dorngebüsch bestanden. Das ist die eigentliche Wildgegend Ostafrikas; hier trifft man die großen Pflanzenfresser: den Elefanten, das Nashorn, den Büffel, die Herden von Antilopen und die Trupps von Zebras. In dieser Gegend haufen auch, durch den Reichtum des Wildes angelockt, die Raubtiere, der gewaltige Löwe und der flinke Panther, als deren Gesellschafter die feigen Hyänen und die Nasgeier erscheinen. Hier lebt auch der Strauß neben Scharen anderen wilden Geflügels.

Durch diese Landschaft schritt eben Adler mit seinen Getreuen, Abdallah und Leichtfuß. Abdallah zeigte ihm eine frische Fährte des Löwen, und alle drei folgten ihr in der Erwartung, das königliche Tier zu erspähen und vielleicht zu erlegen. Sie gelangten bald an eine kleine Baumgruppe, zu welcher die Fährte führte, aber sie erblickten keinen Löwen; in stark zertretenem Grase lag eine zerfleischte zur Hälfte schon verzehrte Antilope, und an diesen blutigen Überresten der Beute des Raubtieres saß ein Neger, der seinen Hunger stillte und sich scheinbar entfernte, als er die Jäger erblickte.

Adler prallte entsetzt zurück.

„Oh das geschieht oft!“ erklärte ihm Abdallah. „Beute, welche ein Wild nicht erlegen können, folgen den Spuren des Löwen, warten ab, bis er nach erjagter Beute seinen Hunger ge-



Die Wildgegend.

stilt, und wenn er fortgeht, um zu trinken, dann setzen sie sich an die verlassene Tafel.“

„Hyänen in Menschengestalt“, murmelte Adler und fragte dann: „Fürchten sie aber nicht, daß der Löwe wiederkommt und sie tötet?“

Abdallah zuckte geringschätzend mit der Achsel und erwiderte:



Gruppe von Geiern.

„Ein vollgefressener Löwe greift niemals den Menschen an! Überhaupt habe ich noch nie gehört, daß die Bestie Menschen fortgeschleppt hätte. Naht sie sich den Ansiedelungen, so scheint sie eine fette Hammelkeule oder einen saftigen Rindsrücken dem menschlichen Fleisch vorzuziehen. Auch die Geier leben hier im Überfluß; sieh nur, wie sie dort träge auf den Zweigen sitzen!“

In der That erblickte Adler auf einem laublosen Aste eine Gruppe von Geiern, die sich behaglich sonnten und die nahenden

Menschen nicht beachtet. In vielen Gegenden ist der Geier der Straßenreiner der Umgebung und wird als solcher so gern gesehen, daß man ihn gar nicht angreift. So war es auch hier; es wäre ein Leichtes gewesen, einen dieser Vögel niederzuschießen, aber auf ein so häufiges, gewöhnliches Wild sollte heute nicht gejagt werden. Die Jagd galt dem Vogel, von dem es in der Bibel heißt: „Zur Zeit, wenn er hoch fährt, erhebt er sich und verlacht beide, Roß und Mann“ — dem flinkfüßigen Strauß.

Abdallah hatte schon vor einiger Zeit Adler mit den Spuren des Vogels vertraut gemacht. Man konnte an ihnen genau unterscheiden, ob der Strauß gemächlichen Schrittes gegangen oder eilig gelaufen war. Schwierig war dies allerdings nicht; denn bei langsamem Schritt waren die Fußstapfen 1 bis 1½ m und bei eiligem Lauf 2 bis 3 m von einander entfernt. Nun, wer so angreift, der kann allerdings Roß und Mann verhöhnen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Strauß bei einem Wettrennen das schnellste Vollblutpferd besiegen würde.

Die Straußenjagd war seit einigen Tagen ein heißer Wunsch Adlers geworden. Er wollte durchaus einige Federn von einem männlichen Strauß haben, den er selbst erlegte, eine Jagdtrophäe, für die er die Verwendung im voraus kannte. Ein Paar blauer Augen schwebte ihm bei diesem Gedanken immer vor. Bei andern Jagden waren stets wissenschaftliche Ziele maßgebend; der Verstand leitete sie, und sie verliefen darum ruhig, ohne besondere Aufregung. Hier aber war, wenn wir nicht sehr irren, das Herz mit im Spiele, und vielleicht darum war Adler ein unglücklicher Jäger. Die Strauße grüßten ihn respektvoll aus weiter Entfernung und empfahlen sich ihm in eiligen Drei-Meter-Schritt.

Das bereitete ihm natürlich viel Ärger, und der Ärger wurde noch größer, als fast tagtäglich Mandaras Leute in Adlerhorst erschienen und frische Straußeneier zum Kauf anboten. Es war ja gerade die Brutzeit der Vögel, und nach der Zahl der Eier zu urteilen, mußten recht viele Strauße in der Umgegend sich aufhalten.

Abdallah erzählte zwar etwas von einer Straußenkammer, welche die Leute gefunden hatten, aber nicht verraten wollten. Er

berichtete, daß der Strauß ein Familienleben führe, das dem unserer Hühner gleiche. Ein Strauß lebe gewöhnlich in Gesellschaft von



Eine Straußfamilie.

3 bis 5 Straußinnen. Die Weibchen legen sämtlich die Eier in ein Nest, das nur aus einer vertieften Mulde im Erdboden besteht. Der Strauß brütet dann die Eier aus und übernimmt als sorgsammer Familienvater die Erziehung der Jungen. Die Weibchen legen aber mehr Eier, als der Hahn ausbrüten kann, und diese verspäteten Eier werden nicht mehr ins Nest, sondern in dessen Umgebung gelegt. Aus diesen Eiern machen sich die Strauße nicht viel und lassen sie wegnehmen. Die Eingeborenen kommen darunt tagtäglich zu dem Neste und holen sich frische Straußeneier. Es verlohnt sich wohl der Mühe ein solches Ei aufzuheben, denn es ist das größte unter allen Vogeleiern und wiegt im Durchschnitt ebenso viel wie 24 Eier unsers Haushuhns.

Abler aber glaubte nicht an die Straußenkammer und ärgerte sich so sehr, wenn ihm Sephas die feinsten Eierkuchen von Straußeneiern vorsetzte, daß er sich endlich dieses Gericht verbat. Das bißchen geheime Liebe im Herzen hatte er in Europa nicht gespürt; es folgte ihm aber übers Meer und neckte und plagte ihn, ohne daß er sich des Grundes seiner Qual bewußt wurde. In diesen Tagen war er kein Forschungsreisender, sondern der galaute Ritter, der für die Dame seines Herzens Straußenfedern erobern wollte.

Wie sehr er sich auch abmühte, ohne Abdallah wäre er nie zum Ziel seiner Wünsche gelangt; denn Abdallah war es, welcher als Leibjäger das Revier durchpirschte und für heute seinem ungeduldig gewordenen Herrn einen sichern Schuß versprach.

Abler, Abdallah und Leichtfuß gingen jetzt neben einer Straußenspur; sie war günstig, nur einmetrig. Hier fühlten sich die Vögel also sicher.

Nach einiger Zeit verließ Abdallah die Spur und führte seine Gefährten quer durch einen Galeriewald zu einem breiten Bache. Hier an einem vorspringenden Ufer sollten sich die Jäger verstecken; in einigen Stunden, um die Mittagszeit, würden schon die Strauße kommen, um ihren Durst zu löschen.

Es war ein treffliches Plätzchen für einen Anstand, und mancher Nimrod aus der Sandbüchse des Heiligen Deutschen Reichs, mancher Junker aus den brandenburgischen Kieferwäldern hätte hier schon nach ein paar Minuten sein Piff! Paff!

durch den Wald knallen lassen; denn es war hier genug Wild vorhanden.

Auf dem Wasser tummelten sich wilde Enten, welche einigen gar niedlichen Jungen die Kunst des Schwimmens und Tanchens lehrten; in den Zweigen trieben Paviane ihre tollten Späße; dort huschte eine kleine Zibethkatze vorüber; sogar ein Leopard sprang von Baum zu Baum, als ob er eine Promenade durch den Urwald unternehmen wollte; er war satt, denn er kümmerte sich nicht um die drei Jäger, die er gewiß gewittert hatte. Ein Leopardenfell, das würde ja einen kostbaren Schmuck für ein Herrenzimmer ergeben haben; das Tier bot einen so trefflichen Schuß, aber Adler kämpfte jede Versuchung nieder; heute war er ja ein Federnlieferant für schmucke Damenhüte.

So vergingen wohl an zwei Stunden. Endlich kamen die heiß Ersehnten. Aus einer Lücke des Waldes traten drei Stranße ans Ufer. „Ein Herr und zwei Damen!“ murmelte Adler, als ob er ein Budenbesitzer wäre und sein Publikum durch Scherze unterhalten wollte. Sein Herz schlug vernehmlich. Die zwei Damen in ihrem braungrauen Kleide und mit den schwarzen Flügel- und Schwanzfedern erregten weniger seine Aufmerksamkeit. Sein Auge verschlang das stolze Männchen, dessen kleine Federn am Kumpfe kohlschwarz waren, während die großen Schmuckfedern des Schwanzes und der Flügel im blendendsten Weiß erstarrten. Jetzt galt es einen Meisterschuß. Gierig taucht der Vogel den Schnabel in die erquickende Flut; aber in demselben Augenblicke blüht es in dem Gebüsch; der Schuß weckt ein grollendes Echo im Walde; man hört die tödtliche Kugel aufschlagen und langsam sinkt die stolze Gestalt am Ufer zusammen. Erschrocken starren die beiden Weibchen auf den blutenden Kopf, der in den Fluten des Baches taucht. Dann ergreifen sie klagend die Flucht. Ein Trauerspiel hat im Vogelleben seinen Abschluß gefunden; mögen die Witwen sich trösten: der Jäger triumphiert, und seine Dame hat den Schmuck für ihren Hut.

Abdallah eilte zur Stelle; er machte sich sofort daran, die Beute abzubalgen, aber trotz aller Vorsicht färbte hier und dort das Blut die schneeweißen Federn. Es waren zwar genug Federn

rein geblieben; aber Adler sah jetzt in seinem Geiste eine blutbefleckte Feder auf dem Hute seiner Herzensdame, und sie paßte wahrlich nicht zu dem lieben sanften Ausdruck der blauen Äuglein. Er beschloß, keinen Strauß mehr zu schießen; er konnte ja genug Straußenfedern in jenen Züchtereien kaufen, wo die Strauße liebevoll gepflegt werden und für gute Kost und die Gefangenschaft nur von Zeit zu Zeit ihre Federn lassen müssen. Das ist doch weniger grausam.

Der Magen des Straußes wurde selbstverständlich geöffnet; Adler fand in demselben Sand und kleine Steinchen neben großer Menge noch nicht verdauter pflanzlicher Nahrung. Aber dieser Magen konnte unmöglich mit dem eines andern Straußes sich messen, welcher allerdings mit der Civilisation in Berührung gekommen war. In jenem Magen, welcher dem sprichwörtlichen Straußenmagen eine Ehre machte, hatte einst ein Naturforscher Gegenstände im Gewichte von 4,228 kg gefunden, und zwar hauptsächlich Saud, Werch und Lumpen, ferner drei Eisenstücke, neun englische Kupfermünzen, eine kupferne Thürangel, zwei eiserne Schlüssel, siebzehn kupferne, zwanzig eiserne Nägel, Bleifugeln, Knöpfe, Schellen, Kiesel u. s. w. So verdorben war der Geschmack der in der Wildnis lebenden Strauße sicher nicht.

Auf dem Pfade, welchen die zur Tränke ziehenden Tiere in dem Galeriewalde gebahnt hatten, gingen die Jäger frohen Mutes nach Hause, denn das lang ersehnte Ziel war erreicht, und Leichtfuß trug die Beute. Sie traten eben aus dem Walde auf die offene Steppe, da fanden sie, daß ihnen der Weg verlegt wurde. Leichtfuß, der leichtfüßige und leichtsinnige Bursche, war seinen Begleitern auf etwa dreißig Schritte vorausgeeilt, und er sah nicht, daß ein Rhinoceros gerade auf ihn los durch das Gras stürzte, den Weg zur Tränke nehmend.

Abdallah warnte durch einen Ruf den Jungen, der jetzt die Augen aufhob und schon wenige Schritte vor sich das gewaltige Tier mit den zwei Hörnern auf der mächtigen Nase erblickte. Auf die Schnelligkeit seiner Füße vertrauend, wandte er sich zur Flucht, ließ aber im ersten Schrecken den Straußenbalg fallen. Das Rhinoceros ist ein wütendes, aber zugleich neugieriges Tier; es



Rhinocerosjagd.

machte halt vor dem Balge und begann die schönen Federn mit den Hörnern zu bearbeiten und mit den Füßen zu zertrampeln.

Abler war außer sich. Das Rhinoceros war hier kein seltenes Wild; die ungeschlachteten Kerle waren ihm oft genug in den Weg gekommen, und er hatte schon mehrere von ihnen erlegt; aber die Straußenfedern! Er hätte das Rhinoceros wahrlich unbehelligt seinen Durst löschen lassen, hätte ihm den Weg zur Tränke freigegeben; aber jetzt — Rache muß sein!

Er legte die Büchse an die Wange; ein Schuß knallte, gleichzeitig aber auch ein zweiter aus Abdallahs Gewehr: das Rhinoceros fühlte zwei Kugeln im Leibe; wütend erhob es seinen Kopf.

Aber auf der Grasfläche am Rande des Waldes war nur eine einzige Menschengestalt zu sehen. Abdallah hatte sich vorsichtigerweise nach gethanem Schuß glatt niedergeworfen und lud in aller Ruhe seine Flinte. Abler lud auch; aber in seiner zornigen Erregung hatte er alle Vorsicht vergessen und war stehen geblieben.

Das Rhinoceros sprang wütend auf ihn los. Nun, er war kein Neuling in dieser Jagd und kannte die Gewohnheiten des Wildes.

Er machte ruhig sein Gewehr schußfertig, und als das Ungetüm auf etwa fünf Schritte sich ihm genähert hatte, sprang er rasch beiseite. Der Kolosß rannte an ihm vorüber, und in diesem Augenblick gab ihm Abler eine volle Ladung in die Schulter. Abler stand jetzt wehrlos da; bevor sich aber das rasende Tier umdrehen konnte, erhielt es von der andern Seite einen Schuß von Abdallah; das Kreuzfeuer benahm ihm alle Lust zu weitem Angriffen; es stürzte in den Wald; aber auch hier knallte ein Schuß; Leichtfuß gab ihm gleichfalls eine Ladung.

Man hörte nur das Krachen der Äste im Walde; das Rhinoceros war verschwunden.

Abler eilte jetzt zu der Stelle, wo die schönen Federn lagen. Ach — eine unkenntliche, zertrampelte, schmutzige, mit Blut und Erdschmutz besudelte Masse mußte er aufheben.

Abdallah verfolgte inzwischen die Schweißspur; er erklärte, daß das Tier bald verenden müsse, und riet es aufzusuchen, um wenigstens die Hörner mitzunehmen. Und in der That, nach einigen Querzügen durch das Gestrüpp gelangten die Jäger auf

dieselbe Stelle, wo noch der abgebalgte Strauß lag und neben ihm leuchtete schwer das Rhinoceros; es erhob sich noch einmal zur Wehr, aber neue Schüsse machten seinem Todeskampfe ein Ende.

Die Trophäe wurde natürlich mitgenommen. Die Hörner waren sehr hübsch; das vorderste war 68 cm lang, und ein Stich mit ihm würde Adler sehr übel mitgespielt haben. Aber der unfreiwillige Tausch in der Jagdbente war sehr ungünstig.

Was sollte er mit den Hörnern anfangen? Wäre er ein Türke, dann ja, dann könnte er sich daraus einen Becher machen lassen, und der Becher würde ihm sehr nützlich sein, namentlich jetzt an Mandaras Hofe. Die Morgenländer schreiben ja solchen Bechern wunderbare Kräfte zu: wird in diese eine giftige Flüssigkeit geschüttet, so brausen sie auf. Er war aber kein Türke, und so konnte er höchstens einen Säbelgriff aus dem Horn schneiden lassen. Nein, er fand doch eine bessere Verwendung. Das Horn war ja eine hübsche Erinnerung für ihn — und da konnte er ja mit demselben ein Schmuckkästchen für die Gewisse auslegen lassen! Immer besser noch, als blutige Straußensehern!

Am Abend erreichten die Jäger den Lagerplatz, an dem sie am Vormittag geruht hatten. Es war zu spät, um noch nach Hause zu gehen, und Adler beschloß hier zu kampieren.

Abdallah schüttelte aber ernst den Kopf, ergriß Adler bei der Hand, führte ihn einige Schritte abseits, wies auf die Erde hin und fragte ruhig:

„Kennst du diese Spur?“

Adler blickte ihn erstaunt an. Es war der Abdruck eines menschlichen Fußes auf der etwas feuchten Erde. „Achte auf sie immer!“ fuhr Abdallah fort, „und meide in der Wildnis den Ort, wo du sie gesehen. Zu oft kreuzt diese Spur den Weg, den du genommen, und merke dir: es ist die Spur Sadis, deines Feindes!“

„Wie kommst du darauf?“ fragte Adler unruhig.

„Das Auge des Jägers ist schwer zu täuschen. Eine merkwürdige Spur ist es; denn an einem der Füße muß der, welcher sie hinterlassen hat, nur vier Zehen haben. Und diese Spur habe ich mehr als einmal auf deiner Spur gefunden, wenn ich dich auf deinen Jagdausflügen einholen wollte. Niemals aber außer

heute habe ich sie gesehen, wenn wir drei zusammen in den Wald gingen, und seit der Zeit habe ich dich stets begleitet!“

„Dank, braver Abdallah!“ erwiderte Adler, dem Araber die Rechte drückend. Aber woher weißt du, daß Sadi . . .“

„Verlieren wir nicht viel Worte!“ erwiderte der Jäger. „Betrachte einmal den linken Fuß Sadis und du wirst mir glauben. Überdies habe ich die Spur gemessen und mit dem Abdruck verglichen, den Sadi auf deinem Hofe zurückgelassen. Die Spur war heute morgen an diesem Plage noch nicht da. Wir wußten nicht, daß der Panther um uns kreiste. Also brechen wir auf; vor Sonnenuntergang erreichen wir die ersten Hütten des Rauchlandes, und dort sind wir sicher!“

Nochmals drückte Adler die Hand seines Freundes; dann schritten sie alle drei vorwärts. Sie schwiegen, aber die Augen Abdallahs musterten jeden Busch und Baum, an dem sie vorübergingen. Die Sonne warf ihre letzten purpurnen Strahlen auf den schneeweißen Kibo, während sie Mandaras Residenz erreichten, und die Sterne leuchteten längst am Himmel, als Adler sich auf sein Bett niederwarf, mit dem beklemmenden und beunruhigenden Gefühl, daß Mörder auf sein Leben lauern.



Der schneeweiße Kibo.

13. Auf der Kanzel.

Im ersten Augenblicke überrascht uns eine drohende Gefahr und der Schreck lähmt unsere Glieder. Wie an alles andere, so gewöhnt sich aber der Mensch auch an die Gefahr, und wenn sie zu seiner stetigen Begleiterin geworden, so schätzt er sie gering, da sie ihre Schrecken verloren hat.

Auch Adler kümmerte sich nach einigen Tagen wenig um die Fußspuren Sabis und jagte wie früher. Abdallah nur beobachtete alle Kunstregeln der Vorsicht und spürte nicht allein das Wild auf, sondern schaute auch nach Menschen aus.

Die früher besuchten, nach Tameta zu gelegenen Jagdgründe mußten verlassen werden, da in denselben den Jägern unerwünschte Concurrenten erschienen waren. In den tiefer gelegenen Landstrichen dieses Theils von Ostafrika brach eine Hungersnot aus; nur in den von den Bächen und Strömen des Kilima-Ndjaru feucht gehaltenen Distrikten trugen die Pflanzungen reiche Ernte. Die Leute aus der Ebene erschienen in den Bergthälern, um Lebensmittel zu kaufen; und viele von ihnen benutzten die Gelegenheit, um in der Parkgegend zu jagen. Natürlicherweise befand sich auch viel räuberisches Gesindel darunter, welches durch die Not zu verzweifeltsten Unternehmungen angetrieben wurde, und Adler beschloß, ihm möglichst aus dem Wege zu gehen.

Wie groß die Not war, das konnte man schon daraus sehen, daß die Eingeborenen, sobald sie von Sabis Anwesenheit erfuhren, in Mandaras Residenz erschienen, und ihre eigenen Verwandten als Sklaven verkauften. Es war geradezu empörend, aber Adler war machtlos dem Unwesen gegenüber.

Entlegene, wenig besuchte Jagdgründe wurden jetzt durchpirscht. Sie lagen an der Grenze der Steppe und des Gebirges und waren für Adler um so anziehender, als Giraffen in ihnen weideten. Die Araber nennen das Tier „Serafe“, d. h. die Liebliche, und in der That war Adler entzückt, wenn er ihr Thun und Treiben beobachten konnte. Oft war ihm dies nicht vergönnt, denn die Giraffen sind äußerst scheu und wachsam. Er hatte auch niemals das seltene Glück gehabt einen Löwenritt zu schauen, wie ihn Freiligrath in seinem herrlichen Gedicht schilderte. Einmal war er aber Zeuge eines Kampfes zwischen der Giraffe und dem Leoparden. Das Raubtier hatte es auf die Zungen der Giraffe abgesehen und wagte sich in blinder Eier auf die Ebene hinaus. Es mußte aber die Kühnheit mit seinem Leben büßen; ein einziger Schlag mit dem Hufe der Giraffe tötete es auf der Stelle.

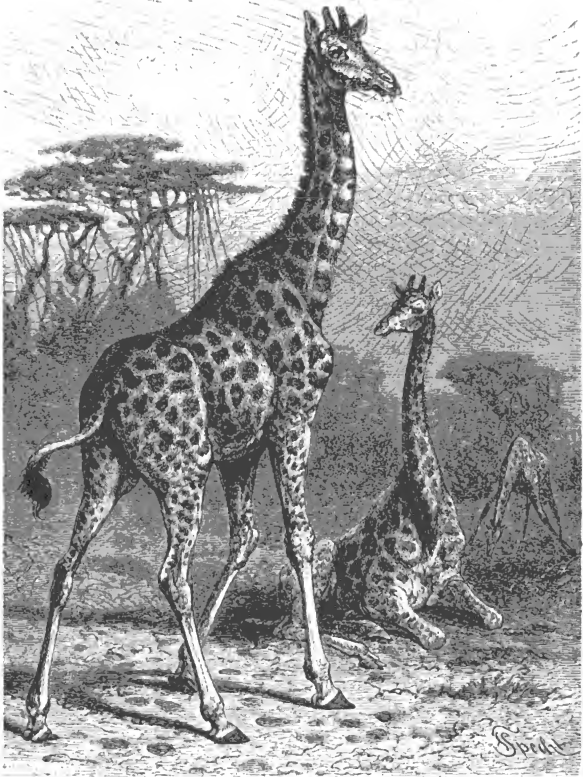
Die Liebliche weiß sich gut zu verteidigen, und es fehlt ihr nicht an Mut in kritischen Augenblicken; mit ihren Hufen vermag sie sogar den Löwen zu erlegen.

Adler hatte den Kampf mit dem Leoparden durch seinen Feldstecher beobachtet. Als die Giraffen in langsamen, aber überaus langen Sprüngen sich entfernt hatten, gingen die Jäger zu der Stelle, an welcher das Duell ausgefochten wurde, und fanden hier das Raubtier mit zerschmettertem Kopfe. Natürlich hatten sie ihm das Fell abgezogen.

Heute wollten sie nicht nach Adlerhorst zurückkehren; sie beabsichtigten die Nacht im Freien, auf der „Kauzel“ zuzubringen. Es war wiederum eine Löwenjagd beabsichtigt.

An den Ufern des kleinen Flüsschens erhob sich ein dichter Galeriewald. An einer Stelle fand sich eine Lücke in den dichten Reihen der Bäume; hier hatten die Tiere sich einen breiten Weg zum Wasser gebahnt. Der Boden war zu rotem Staub zerstampft, die ganze Grasnarbe zerstört und selbst die Baumstämme an jeder Seite des Tunnels — denn so mußte man diesen Gang nennen — waren bis zur gewissen Höhe von den durchziehenden und sich drängenden Tieren poliert worden. Eine solche Stelle ließ sich gar nicht verkennen. Daß sie noch ganz kürzlich besucht gewesen war, erkannte man an der Menge frischer Losung am Eingange;

außerdem lagen Knochen, Hörner, Schädel und andere Bruchstücke von den Löwenschmäusen umher, welche, so sehr sie auch von



Giraffen.

Hyänen, Geiern und Ameisen benagt worden waren, dem kundigen Auge unserer Jäger durch ihr Äußeres doch verrieten, daß sie nur wenige Stunden vorher noch Bestandteile lebender Tiere gewesen waren.

An dieser Stelle wollte Adler seine ersten Vorbeern als Löwentöter sammeln.

Zu diesem Zwecke hatten Abdallah und Leichtfuß einen Sitz zwischen den Zweigen der Bäume erbaut, welche über dem Weg zur Tränke herabhingen, und zwar in einer Höhe von reichlich 3 m. Dies war die sogenannte Kanzel.

Am Abend wurde Adler auf die Kanzel gehoben; seine Elefantbüchse, Kaliber 8, ein Beutel mit Munition, eine Decke und eine Flasche mit kaltem Kaffee wurden ihm hinaufgereicht. Die interessante Nachtwache hatte begonnen.

Leichtfuß kletterte auf einen benachbarten Baum; Abdallah dagegen verschwand im Urwalde mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

Adler lächelte. Der treue Abdallah that heute schrecklich geheimnisvoll; am Ende hatte er wieder vierzehige Spuren entdeckt. Die Vorsicht war sehr lobenswert, die Besorgnis um das Leben seines Herrn rührend; aber Adler glaubte jetzt, daß bei alledem auch viel Wichtigthuerei mit im Spiele war.

Nun, mochte der Gute ihn vor Menschen beschützen, vor dem Angriffe wilder Tiere war er ja gesichert: auf der Kanzel hätte ihn höchstens ein Leopard belästigen können, aber das war schwerlich zu erwarten.

Langsam verflossen die Stunden der Nacht. Der Mond ging spät auf und änderte seine Farbe stufenweise aus Kupferrot in Gelbweiß, während er höher und höher stieg und etwas mehr Helligkeit verbreitete, sodaß man besser zielen konnte. Unter den Zweigen durch die offene Ebene musternd, konnte Adler einige gespenstige Gestalten unterscheiden, ohne Farbe und Körper, hierhin und dorthin flüchtend, ziellos und ruhelos — Hyänen vermutlich, welche zerstreute Reste von Nas suchten. Zuweilen wurde der eintönige Chor der Heuschrecken und Laubfrösche für einen Augenblick unterbrochen und wieder aufgenommen oder variiert

durch den Gesang eines Solisten oder eine Zeit lang halb übertönt durch das schwache entfernte Brüllen eines Löwen; sonst unterbrach nichts die feierliche Stille der Nacht.

Ablers Glieder wurden allmählich steif auf dem erhabenen Stand. Der Nachtwind von den Schneefeldern des Kilima-Ndjaros sandte ihm Schüttelfröste über den Körper; er suchte nach einer bessern Lage und nach besserer Benutzung seiner Decke. Dadurch wurde ein leichtes Krachen und Knacken der Zweige verursacht, und es überraschte Adler, von der andern Seite des Wassers her halbmenschlische Tante zu hören: Quicken, dann dumpfes Gemurmel.

Was war das? Waren etwa Sabis schwarze Häsher wirklich im Hinterhalt erschienen?

Nein; es war nur eine kleine Gesellschaft von Pavianen, welche zur Tränke gekommen waren und augenscheinlich das leise Knistern der Zweige für das Zeichen der Annäherung ihres rastlosen Feindes, des Leoparden, hielten. Sie witterten einen Augenblick, dann ergriffen sie die Flucht; es kam ihnen nicht gehener vor an dieser Tränke.

Dann schlüpfen einige kleine Tiere, vielleicht Zibetkazen oder Schakale, geräuschlos zum Wasser und tranken unruhig, aber Adler hielt an sich; es kam ihm frevelhaft vor, sie mit einer Elefantenkugel in Atome zu zerreißen.

Endlich schien hier und dort in der freien Ebene ein großes Stück Wild zu zaudern, ob es durch den Tunnel gehen sollte, über welchem sich Adler versteckt hielt. Aber sie kehrten um; sie wollten nicht die Kanzel passiren. Warum? Der Wind war ja dem Jäger günstig.

Rätfel schien heute die Nacht zu bergen.

Da ertönte unten am Baume ein unterdrückter Ruf, wie ihn der Nashornvogel halb im Schlafe hervorstößt pflegt. Adler kannte dies Zeichen. Es war das Erkennungssignal, welches die Jäger für etwaige gefährliche Begegnungen verabredet hatten.

Er erwiderte den Ruf; derselbe ertönte auch von dem benachbarten Baume, auf welchem Leichtfuß saß, und bald darauf vernahm man die gedämpfte Stimme Abdallahs:

„Steigt rasch herab; der Feind naht!“

Überrascht folgte Adler dieser Weisung, und zitternd stand jetzt auch Leichtfuß auf der festen Erde.

„Steig rasch hinauf und hole noch die Decke herunter!“ herrschte ihn Abdallah an.

Als auch diesem Befehle genügt war, führte Abdallah seine Gefährten durch die Furt des Baches auf das gegenüberliegende Ufer und hieß beide einen hohen, mit dichter Laubkrone versehenen Waldbriesen erklettern. Er gab ihnen die dringende Weisung, weder zu sprechen, noch zu schießen, und kletterte zuletzt selbst auf den nächsten Baum.

Eine sonderbare Jagd, dachte Adler, dem es unheimlich zu Mute ward, während Leichtfuß neben ihm am ganzen Leibe zitterte wie Epenlaub.

Sie brauchten nicht lange auf die Lösung des Rätsels zu warten.

Nach einer Viertelstunde wurde es lebendig in dem dunklen Gange, über welchem die Kanzel hing.

Schwarze Gestalten tauchten auf; alle trugen Gewehre, die in dem Mondschein unheimlich aufblitzten.

Die Vordersten wollten schon über die Furt setzen. Da wurde Halt kommandiert; die Leute bemerkten die Kanzel und in einem Nu verschwanden sie in dem dichten Gebüsch zur rechten und zur linken Seite des Ganges.

Dann vernahm man leises Gemurmel und das Knacken der Hähne.

Nun sah Adler im matten Mondenscheine, wie einige schwarze Gestalten die Bäume erkletterten und sich der Kanzel auf diese Weise näherten. Wie Ragen schlichen sie in den Zweigen hin und her, bis einige einen höheren Standpunkt über der Kanzel gewonnen. Dann verschwanden sie aus seinem Gesichtskreis, das dicke Laub verdeckte ihr ferneres Treiben.

Vange Minuten vergingen. Adler wußte jetzt, daß sie auf ihn Jagd machten.

Dann erscholl plötzlich ein lautes Gelächter, verwünschende Rufe, die sich aber plötzlich wie auf ein Kommando legten. Die Räuber hatten das Nest leer gefunden.

Nun sammelten sie sich wieder und zogen über die Furt; die schwarze Linie wollte nicht enden; es mochten an fünfzig Mann sein. In ihrem Anführer glaubte Adler Sadi erkannt zu haben.

Der bewaffnete Trupp zog auf dem Pfade, welchen die Raubtiere getreten hatten, von dannen. Was sollte das bedeuten?

Adler zerbrach sich vergeblich den Kopf. Dieser seltsame Kriegszug konnte unmöglich ihm gelten. Gegen ihn, Abdallah und Leichtfuß hätte Sadi nicht alle seine Leute bewaffnet. Und dann, die Kanzel wurde durch einen Zufall entdeckt. Wohl hätte man dem arglosen Jäger, welcher auf ihr saß, sicher unterwegs das Lebenslicht ausgeblasen; aber gegen den Jäger waren unter keinen Umständen die fünfzig Mann aufgeboden.

Sollte Sadi etwa das Rauchland heimlich verlassen wollen? Auch das war undenkbar; denn die Leute trugen ja keine Lasten, und Sadi war nicht der Mann, der sein Gut so ohne weiteres im Stiche gelassen hätte.

Es blieb nur die Möglichkeit übrig, daß Sadi auf eigene Faust einen Raubzug versuchte; aber das grenzte an Tollkühnheit. Auch das erschien Adler unglaublich.

So saß er etwa eine halbe Stunde mit Rätseln beschäftigt auf seinem lustigen Horste, als unten am Baume wiederum der Ruf des Nashornvogels erscholl und Abdallah die Erlösung aus dem unfreiwilligen Gefängnis brachte.

„Der Weg ist frei!“ sprach er, „wir thun am besten, wenn wir nach Hause gehen. Es treibt sich zu viel Raubzeug im Walde herum!“

„Was bedeutet das, Abdallah?“ fragte Adler.

„Hast du Sadi gesehen?“

Adler nickte.

„Nun, eigentlich brauchst du nicht zu fragen. Ein Schurkenstreich wird geschehen, wie ihn der weiße Berg dort drüben noch nie geschaut. Gehen wir; wir werden schon morgen davon hören.“

„Du meinst, er unternimmt allein einen Raubzug?“

„Er bricht den Frieden wider alle Sitte, welche die Nacht, die Zeit der Ruhe, für heilig erachtet! Aber komm doch, so lange der Weg noch frei ist.“

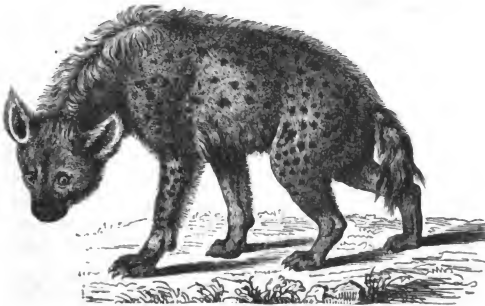
Rasch durchnritten die Jäger den kurzen Galeriewald und zogen nun durch das Steppenland, welches stundenweit vor ihnen lag. Ein weißer Streifen zeigte sich bereits im Osten, als sie den ersten Höhenzug erklimmen, die Ankündigung des Tages.

Da wies Abdullah mit der Hand gegen den Westen hin; auch dort leuchtete etwas; aber blutigroter Schein einer Lohe war es, wie ihn brennende Dörfer erzeugen.

„Dort findest du ihn bei seiner Arbeit“, rief er. „Im Schlafe hat er sie überfallen und sengt und mordet!“

Sie ruhten auf der Höhe aus. Sie brauchten sich nichts mehr zu erzählen; denn jeder von ihnen wußte, was jener Schein zu bedeuten hatte; jeder konnte sich denken, welcher Art die Arbeit jener Sklavenjäger war, welche vor einigen Stunden in dichtem Urwald an ihnen vorübergezogen waren. Im Osten brach inzwischen die Morgenröthe an. Farbige Tinten warf der Himmel auf das herrliche Rauchland, welches nunmehr vor ihnen lag, ein entzückendes Bild des stillsten Friedens. Es schlummerte ruhig an den murmelnden Bächen, zwischen Hainen und Pflanzungen.

Aber bald sollte für Moschi auch ein Tag anbrechen, wo es aufwachen sollte in Schreck und Verzweiflung: der Tag der Rache — er schien bereits zu schweben über diesen herrlichen Gefilden.



Späne.

14. Feinde ringsum.

Zubel herrschte in Mandaras Residenz, wilder ausgelassener Jubel. Ein Siegeszug wälzte sich durch die breitgetretenen Pfade. Sadi war der Triumphator; seine schwarze blutbefleckte Schar trieb Herden von Röhren und Schafen, trieb gefesselte Sklaven. Einen wilden abschreckenden Anblick bot diese siegreiche Räuberbande; empörend war es anzuschauen, wie die schwarzen Teufel die grausam gefesselten und vor Erschöpfung zusammenbrechenden Leute mit wuchtigen Kolbenstößen zum Weitergehen antrieben; wie sie selbst die Frauen und Mädchen nicht schonten, sondern mit ausgesuchter Grausamkeit behandelten.

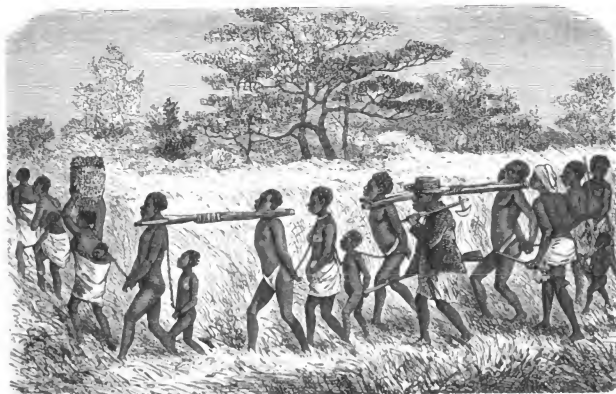
Wer dieses Bild schaute, der konnte begreifen, warum von den geraubten Sklaven kaum die Hälfte lebend die Küste erreicht.

Frohlockend standen die Moschi-Leute vor ihren Hütten; sie hatten ja nichts von dem heimlich ausgeführten Kriegszuge gewußt; jetzt fiel ihnen die Beute in den Schoß; denn Sadi gab das geraubte Vieh dem Volke preis, schenkte die geraubten Weiber Mandara; für sich behielt er nur die männlichen Sklaven. Sein Zweck war ja, Raublust in dem Volke zu erwecken, und der Zweck war vollständig erreicht.

Als die Kunde von dem nächtlicher Weise unternommenen Raubzuge zu Mandaras Ohren gedrungen war, da fürchte er anfangs zornig seine Stirn. Es war ihm eine Ahnung aufgestiegen, daß dieses voreilige Unternehmen seines Gastes ihm viele Unannehmlichkeiten bereiten würde, und daß am Ende aller Enden er für Sadi die Zechen würde bezahlen müssen. Als aber der Raubzug über alle Erwartung gelungen war, da sprang er wie toll vor Freude. Die Erinnerung an die herrlichen, längst

verfloffenen Zeiten lebte in ihm auf; alter Mut, alte Verwegenheit erfaßten ihn mit blinder Macht; neue Kriegszüge entwarf er im Kopfe, sah sich wiederum in der gefürchteten Stellung des Bedrängers aller Djagga-Staaten.

Der Aufzug der Sieger erschien endlich vor seinem Hause. Zwölf Mädchen und Frauen verehrte Sadi seinem Freunde, und dieser pfiß und schnalzte, hüpfte in seinem Husarenanzug in die Höhe und lief wie besessen umher.



Gefesselte Sklaven.

Ein großartiges Festmahl wurde gehalten, ein Volksfest im vollsten Sinne des Wortes. Man schlachtete das geraubte Vieh, brannte Feuer an und schwelgte, wie es dem Sieger gebührt; alle Vorräte an Palmwein und Bananenbier wurden herbeigeschleppt; zum Siegesrausch gesellte sich bald die gewöhnliche niedrige Betrunktheit.

Sadi mußte erzählen; er war der Held des Tages. Mitten in das Herz eines der tapfersten Stämme hat er seinen Vorstoß gerichtet, und der Schlag war gelungen. Als die Häuser brannten, schossen Sadis Leute die wenigen sich zur Wehr setzenden Männer

nieder; ergriffen die Wehrlosen, knebelten die erschrockenen Männer und vor Furcht gelähmten Weiber; mordeten Greise und Kinder und hatten bis Sonnenaufgang das Gebiet von allen menschlichen Wesen gesäubert, welche die Flucht nicht ergriffen hatten. Dann fingen sie das Vieh ein, trieben die Schafherden zusammen und rückten vergnügt nach Moschi.

„So führt man Krieg“, rief Sadi Mandara zu. „Vertraue mir, und ich werde dich zum Herrn von ganz Djagga machen.“

„Du sollst Mandara sehen!“ rief dieser, „du sollst ihn sehen wie er fechten kann, wie er seine Krieger anführt! Der Sohn des Zauberers muß mit, muß mit in den Krieg, muß uns helfen Sklaven machen!“

„Bravo, Mandara!“ rief Sadi, „der muß mit; schicke ihm die Botschaft, denn du mußt bald den Krieg anfangen; bevor die Djagga sich von dem Schreck erholen, mußt du die Furcht ausnutzen, in der sie jetzt zittern!“

„Morgen, morgen!“ rief wild Mandara, „beginnt der Krieg; morgen, morgen ziehen wir in den Kampf, du Sadi und der Sohn des Zauberers, alle, alle!“

„Recht so, Mandara“, sprach Sadi, der unter der trunkenen Menge allein nüchtern war. „Recht so, schicke sofort zu ihm, daß er noch heute mit seinen Leuten zu dir stoße, und morgen, che die Sonne aufgeht, marschieren wir.“

„Marschieren!“ schrie Mandara. „Heda, Leute!“ rief er zu seiner Umgebung, „lauft nach der Ansiedelung des Weißen und sagt ihm: «Nimm deine besten Gewehre, nimm deine besten Leute, bring alles Pulver, alle Patronen und komm sofort zu König Mandara, um mit ihm in den Krieg zu ziehen und Sklaven zu machen».“

Und die Boten eilten, was sie nur laufen konnten; das Festmahl aber dauerte fort und artete zu einer wilden Orgie aus.

Stunden vergingen, die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu; da kamen die Boten wieder schein und stumm. „Soll ich euch mit Prügeln die Zungen lösen?“ herrschte sie Mandara an. „Wann kommt der weiße Zauberer? Warum ist er nicht gleich mit euch gekommen?“

„Mandara“, erwiderte einer der Boten, „er läßt dir sagen: bitten muß mich Mandara, wenn er etwas von mir haben will und dann will ich mir überlegen, ob ich es ihm gebe. Er soll schlafen bis morgen und dann zu mir selbst kommen, wenn er mich sprechen will!“

„Ha, ha, ha!“ lachte Sadi. „Geh hin, Mandara! Bist du wirklich König in deinem Lande?“

„Ist das die ganze Antwort, die ihr mitgebracht habt?“ rief wütend Mandara. „Prügelst sie weiblich durch!“

Die flinken Polizisten Mandaras waren rasch bei der Hand, und zu allgemeinem Jubel des Volkes wurden die Boten gründlich durchgeprügelt.

Man stellte sie wiederum vor den König.

„Ihr habt berichtet, was ihr gehört, ihr Tölpel. Sagt jetzt, was ihr gesehen“, forschte sie der nüchterne Sadi aus.

„Ja, sagt es auf der Stelle“, rief der trunkene Mandara.

Da erzählte der mutigste der Boten:

„Seine Leute machen Hecken rings um das Haus, und Abdallah schießt mit dem Zaubergewehr.“

„Prügelst sie durch!“ schrie Mandara.

Sadi aber lachte höhnisch während der Exekution: „Einen Feind hast du dir in dein eigenes Nest gesetzt, Mandara; er wird mit deinen Gegnern gemeinsame Sache machen; wird dir in den Rücken fallen, wenn du in den Krieg ziehst.“

Mandara, der bereits trunken war, geberdete sich wütend.

„Schweig!“ rief er Sadi zu. „Neue Boten sende ich ihm. Geht und sagt Umaruea: Wenn er nicht kommt, wenn er diese Nacht nicht kommt, dann komme ich zu ihm, dann aber mache ich mit ihm so . . .“, und er machte dabei eine Handbewegung, mit der er das Halsabschneiden andeutete. „Zeigt es ihm!“ wiederholte er, „dann mache ich so . . . so . . .!“

„Die Leute sind dumm, Mandara“, sprach Sadi. „Die zeigen es ihm nicht richtig. Laß mich zu ihm gehen; ich zeige es ihm ganz genau. Ich und meine schwarzen Kerle, wir verstehen das besser!“

„Du verstehst es — ja. So geh hin. Bring ihn hierher —

tot oder lebendig. Geh — geh!“ so lallte der König und ließ sich zur Erde nieder; sein Haupt fiel schwer hernieder; seine Zunge lallte unverständliche Worte. Man trug ihn in sein Haus.

Das Volk jubelte weiter; Sadi aber zog mit seiner Truppe ab; er marschierte nach seinem Lager, das in der halben Entfernung zwischen Mandaras Residenz und Adlerhorst lag. Er dachte nicht daran, heute von der erschlichenen Vollmacht Gebrauch zu machen. Seine Leute waren müde und gleichfalls angetrunken. Er wollte ihnen einige Stunden Ruhe gönnen. Mit Sonnenaufgang aber, bevor Mandara seinen Rausch ausgeschlafen, mußte er nach Adlerhorst aufbrechen. Er beschloß, dort reinen Tisch zu machen.

Adlerhorst zu stürmen, das fiel ihm nicht ein; Adler, Abdallah und Sephas würden ihr Leben teuer verkaufen. Aber Sadi, der Meister in allen Listen und Ränken, würde schon gewiß diesen weissen Imaruea ins Garn locken.

Mit diesen Gedanken schloß der Räuberhauptmann ein mit einem teuflischen Lächeln auf den Lippen. Ihn schreckten jetzt keine Geister und Dämonen; er war bereit, mit leibhaftigen Teufeln zu kämpfen.

Der Traum gaukelte ihm den sichern Sieg vor. Sadi sah sich an der Spitze seiner Truppe vor Adlerhorst erscheinen; er trug einen grünen Zweig in der Hand, die afrikanische Parlamentärsfahne. Bald knüpfte er mit Imaruea Verhandlungen an; er wollte mit einem Tribut für Mandara, mit einigen Stücken Zeug und einigen Perlen zufrieden sein. Wie Honig floß jetzt seine Rede; da krachte ein Schuß aus dem benachbarten Gebüsch, in welchem der beste von seinen Schützen sich versteckt hatte. Hurrah! der Weiße sank tödlich getroffen zu Boden, und in wilder Wut wurde jetzt Adlerhorst gestürmt und die erschrockenen Truppen Adlers wurden niedergemacht.

Fünzig Soldaten hatte Sadi unter seinem Befehl; die Macht Adlers war viel geringer; da er die meisten Träger mit Ibrahim fortgeschickt hatte, so gebot er nur über Abdallah, Sephas und Leichtfuß, sowie über fünfzehn gewöhnliche Schwarze.

Den strafenden Arm der Gerechtigkeit fürchtete Sadi nicht; er dachte gar nicht daran, nach Sansibar zurückzukehren. Hier in

Moschi, fern von den verhassten Manowari und den Konsulu, wollte er sich als vornehmer Sklavenhändler niederlassen und häuslich einrichten. Mandara sollte der Scheinkönig und für die Regierung in Sansibar der Sündenbock bleiben; den Hauptvorteil würde er, Sadi, in die Tasche stecken.

In Adlerhorst brannten düster die Lagerfeuer; Nachtwachen wurden aufgestellt; man war auf den Angriff gerüstet. Adler hatte Abdallah in der Handhabung des zweiten Magazingewehrs, welches er mit sich führte, unterrichtet, und nun bildete er im Verein mit seinem Jäger eine furchtbare Macht, welche einer Scharfschützentruppe gleichkam.

Niemand ließ sich durch rosige Hoffnungen täuschen; man mußte genau, daß morgen der Kriegsruf in Moschi erschallen und der erste Schlag gegen Adlerhorst geführt würde.

Es galt nur den ersten Angriff zurückzuschlagen; dann mußte der Versuch gewagt werden, durch die Gebirgspässe des Kilima-Ndjaro nach Taweta durchzubrechen.

Die Suahelineger vertrauten in stummer Ergebenheit auf die Zauberkräfte ihres weißen Anführers; Adler vertraute nur auf seine Gewehre und die Klugheit seines Abdallah.

Eine rabenfinstere Nacht hüllte das Land Moschi ein. Die Sieger ruhten aus nach dem wüsten Mahle, und niemand bemerkte, was inzwischen auf den Seitenpfäden vorging, welche von Taweta durch das Rauchland nach Adlerhorst führten.

In den ersten Nachtstunden überschritt eine Karawane die Grenzen des Reiches. Sie unterließ es, ihre Ankunft mit den üblichen 21 Schüssen anzuzeigen. Und mit Recht suchte der Führer unbemerkt durchzuschlüpfen; denn dieser Karawane hätte niemand ohne weiteres freien Durchzug gestattet.

Friedliche Händler konnten unmöglich in dieser Weise des Weges dahinziehen. Wohl sah man Träger mit schweren Lasten bepackt, ihre Zahl war gering; sie betrug nur vierzig Mann; aber an der Spitze der Karawane marschierten zwanzig starke Burschen mit Hinterladern bewaffnet und zwanzig andere bildeten den Nachtrab.

In einer Schlucht lief der Karawane ein Mann entgegen; er stürzte auf den Führer der Karawane zu:

„Noch ist alles in Ordnung!“ flüsterte er. „Mandara liegt betrunken; Sabis Truppen schlafen in ihrem Lager; erst mit Sonnenaufgang werden sie gegen Adlerhorst aufbrechen!“

Der Führer nickte befriedigt mit dem Kopfe; er gewährte jetzt seinen Leuten eine halbe Stunde Ruhe und hörte inzwischen den Berichten des Neuangekommenen zu. Es war ein Tawetaner, welcher das Siegesfest als Spion mitgefeiert hatte. Nach einer halben Stunde erhob sich der Führer, und der Marsch wurde fortgesetzt über steile Pfade, durch wild zerklüftete Schluchten in der Richtung auf Adlerhorst.

Stille herrschte überall; die Nacht war kühl, und man vernahm nicht einmal das gewöhnliche Zirpen der Heuschrecken; nur die Hyänen lachten schauerlich in weiter Runde.

Witterten sie friische Schlachtfelder?

Rings um das Rauchland verlief die Nacht nicht so still und friedlich.

Dort, in allen Djaggastaaten, scholl der Kriegsruß von Berg zu Berg, und Hunderte von Männern griffen zu ihren gewaltigen Speeren und eilten auf die Versammlungsplätze, wo unter Palmen und Sykomoren öffentliche Angelegenheiten entschieden werden. Slinke Boten eilten von Dorf zu Dorf und verbreiteten eine empörende Kunde: Den heiligen Nachtfrieden hatte Mandara entweicht; fremde Räuberscharen, die er in seinen Dienst genommen, hatten die Dörfer überfallen, hatten gefengt, gemordet und geplündert. Niemals noch in diesem Lande war eine solche Frevelthat geschehen; denn die Nacht gilt als heilig dem Afrikaner, und es verstößt gegen das Völkerrecht, unter ihrem Schatten Krieg zu führen. Der schon einmal Gezüchtigte erhob wiederum sein Haupt, streckte seine räuberischen Pranken aus. Man verlangte Rache, Vergeltung!

Das Bündnis gegen Mandara bestand noch in Kraft, und die Häuptlinge traten zusammen, sandten Boten zu den entferntesten Dörfern. Truppen wuchsen aus der Erde; aus der Ebene, von den Bergen stießen neue Haufen zu den sich ordnenden Scharen, und immer noch hallte der wilde Schlachtruf, und sein Echo in den Bergen zauberte neue Krieger hervor.

Das war die Mobilmachung der Völker am Kilima-Ndjaru.

15. In der Mausefalle.

Die Sonne begrüßte soeben die Bergwelt mit ihren ersten Strahlen. Wie König Laurins Rosengarten glühten die Schneefelder auf dem Scheitel des Kibo. Die Vögel waren längst im Walde erwacht und schmetterten ihre Lieder. Die Kühe brüllten, die Schafe blöckten und meckernd machten die Ziegen lustige Sprünge in dem taufrischen Grase. Nur in den Hütten der Mochi-Leute herrschte noch Ruhe. Man schlief noch den Rausch aus.

Aber in Sadi's Lager war schon alles auf den Beinen. Beim ersten Schein der Morgenröthe hatte sich der Räuberhauptmann von seinem Lager erhoben. Er weckte die Leute und jetzt musterte er die in Reih und Glied aufgestellte Schar.

Einen noch jungen Burschen, der als der beste Schütze der Truppe galt, rief er an sich und sprach lange mit ihm.

Sie wurden einig.

Dann gab Sadi gemessene Befehle, die mit beifälligem Kopfnicken und schließlich mit wildem Rufen und Schwingen der Gewehre beantwortet wurden.

„*March!*“

Die Truppe, auf deren Gesichtern Siegesgewißheit glänzte, setzte sich in Bewegung.

„*March!*“

Die Sonne blickte feurig auf den langen Flintenläufen.

„*March, March!*“

Es ging im Sturmschritt vorwärts; denn nun sah man Rauchwölkchen in einigen Hütten aufsteigen. Bald nahm der Wald die schwarze Schar auf.

Der Weg nach Adlerhorst war nicht lang. Noch lag der Tau auf den Gräsern, noch schmückte er, in den Sonnenstrahlen blinkend, die Blumen des Feldes mit kostbaren Diamanten, als Sadi das Ende des Waldes erreichte und übermütig die kleine Wiese betrat, welche zwischen dem Walde und der Ansiedlung Adlers lag. Mit grünen Zweigen schwenkten seine Leute, einen Palmwedel trug er selbst in der Hand: die Räuber heuchelten friedliche Absichten.

Wer vermag aber das Staunen zu beschreiben, welches sich jetzt in dem Antlitz Sadis widerspiegelte, wer die Bestürzung, welche die wilden Gesichter seiner Krieger starr machte?

Sie waren hierher gekommen, um gegen einen schwachen Feind einen Handstreich zu wagen. Neunzehn Mann zählte die Besatzung, das wußten sie genau; und fünfzehn Mann waren elende Träger, deren Widerstand kaum in Betracht zu ziehen war. Wer hatte jetzt alle ihre Berechnungen durchkreuzt, sie zu Hirn-
gespinnsten gemacht?

Was für ein Anblick bot sich ihren Augen!

Dort auf dem vorspringenden Landstück, um welches der Bach einen Bogen beschrieb und hinter dem sich das Haus Adlers erhob, saß eine finstere Schar entschlossener Männer mit gekreuzten Knien, bunte Turbans schmückten ihre Häupter; in den Gürteln stakten breite Dolchmesser, in den Händen hielten sie schußbereit treffliche Hinterlader. So saßen sie im weiten Halbkreis, vierzig Mann, an ihrer Spitze Abdallah als Führer mit dem Zauber-
gewehr. Die berühmten Sansibarjoldaten waren es.

Und auf dem rechten Flügel standen fünfzehn Mann, eine aus Trägern gebildete Truppe, welche Leichtfuß mit blinkenden Augen kommandierte; auf dem linken Flügel dieselbe Zahl mit Gewehren bewaffneter Suahelineger unter Führung von Sefhas. Hinter dieser gewaltigen Macht saß Adler ruhig auf seinem be-
quemen Feldstuhl, rauchte eine Cigarre und neben ihm lehnte ein zweites Zaubergewehr!

Er wartete ruhig auf die Annäherung Sadis.

Sadi stutzte. Was war in der Nacht geschehen? Zunächst dachte er, daß Ibrahim zurückgekehrt wäre, aber sein Auge suchte

ihn vergeblich; seine Leute aber dachten jetzt an Zauber und blieben von Furcht gelähmt in der Mitte der Wiese stehen; da knackte und raschelte es in den Zweigen und hinter Sadis Schar tauchte eine neue Truppe auf, etwa dreißig Mann von Stierkopf und Ibrahim geführt.

Ruhig bildeten die Schwarzen eine Kette, dem Feinde den Rückzug verlegend.

Feierliche Stille herrschte. Man konnte den Herzschlag seines Nachbarn hören. Jetzt erhob sich Adler und trat bis zur Brücke vor: „Tod oder lebendig wolltest du mich, Sadi, abholen. Ich stehe vor dir, Schurke, versuche es!“

Keine Antwort erfolgte.

„Elender!“ fuhr Adler fort, „weißt du nicht, daß du die Befehle der Regierung von Sansibar übertreten hast, indem du Sklaven jagst. Sieh, ich brauchte nur einen Wink zu geben und die Gewehre meiner Soldaten würden dich und deine Helfershelfer niedermachen. Wohin willst du entinnen? Pah! nicht einmal das brauche ich! Hörst mich, Sadis Leute! Ich will euch das Leben schenken, das in meiner Hand ist, wenn ihr euern Räuberhauptmann ausliefert! Wollt ihr das? Werft die Gewehre weg! Aus der Hand damit, und ich schenke euch das Leben!“

Ein Murren ging durch Sadis Schar. Sie schwankte in ihrem Entschluß. Aber in diesem Augenblick erhoben sich, Adler mit schügendem lebenden Wall deckend, die Sansibar-soldaten und machten ihre Gewehre schußfertig. Gleichzeitig knackten die Hähne im Rücken der Eingeschlossenen; die feigsten warfen zuerst ihre Gewehre von sich; die anderen folgten ihrem Beispiel.

„Leichtfuß“, rief Adler, „geh mit deinen Leuten hin und sammle die Büchsen!“

In einem Nu wurde der Befehl vollzogen. Sadi stand wie versteinert da, ohnmächtige Wut in den Augen. Er hielt noch sein Gewehr in der Hand; als aber die übrigen von der Erde aufgehoben wurden, riß ihm Leichtfuß auch seine Flinte aus der Hand und kehrte mit den gestreckten Waffen über die Brücke zurück.

„Feigling!“ sprach hierauf Adler, während die Sansibar-soldaten mit höhnischem Lächeln sich niedersetzten. „Gestern hast

du dich als Sieger gebrüstet, da du Wehrlose im Schlafe überfallen. Kehre jetzt zurück zu Mandara und erzähle ihm, wie man das Nest des Imaruea ausnimmt; geh hin in Schimpf und Schande, an der Spitze deiner wehrlosen Soldaten, du Held, der besiegt wurde ohne einen Schuß; du elender Verräter, der mich mit grünen Zweigen täuschen wollte! Geh hin, beschließe in der Wildnis dein trauriges Leben und wage nicht nach Sansibar zurückzukehren; denn dort wartet deiner der Galgen!

„Ibrahim mach Platz den Leuten! Trollt euch von dannen, ihr tapferen Sieger über Schlafende und Wehrlose.“

Die Schützenkette im Rücken der Entwaffneten teilte sich in zwei Gruppen, einen freien Durchzug gewährend. Aber niemand rührte sich; keiner hatte Lust den schimpflichen Heimweg anzutreten; keiner wagte wehrlos vor den wütenden Mandara zu treten.

„Nun, ich lasse euch frei!“ sprach Adler. „Warum geht ihr nicht?“ Die Leute rührten sich aber nicht; der Ernst ihrer schrecklichen Lage war so klar, daß sie kein Wort zu wechseln brauchten, um ihren gemeinsamen Gefühlen Ausdruck zu geben und sich zu verständigen. Nach langem Kampfe mit sich selbst trat Sadi vor und sprach, wahrlich nicht für sich allein, sondern für alle seine Spießgesellen.

„Imaruea“, sprach er, „du bist mehr als ein Zauberer, für den dich die Leute halten; denn du bist tapfer und weise. Es war verwegen von mir, mich mit dir messen zu wollen. Ein Rabe soll den Adler meiden. Aber Imaruea, du bist auch barmherzig, wie dein Gott es befiehlt. Du hast mich gestraft und die Strafe war gerecht. Schickst du aber uns alle wehrlos zu Mandara, so wird er uns verderben, und nicht nur mein Blut, sondern auch das der Leute, die ich verführt habe, wird auf dein Haupt zurückfallen!“

Er hielt inne; wohl dachte er anfangs zu erklären, Adler möge ihn in Ketten schlagen und nach Sansibar schleppen, der Galgen sei ihm lieber als der Tod aus Mandaras Hand. Als er aber an die Großmut des weißen Mannes apellierte, da fiel ihm der Gedanke ein, daß er durch diese Großmut seine Waffen wiedererhalten und sich dann aus der Schlinge ziehen könnte.

Gespannt hörte er auf die Antwort Adlers. Dieser war tief in Gedanken versunken.

In der That, Sadi hatte recht. So schmähtich jetzt seine Niederlage war, um so schmähticher noch würde sein Ende an Mandaras Hofe sein. Es stand ja fest, daß die angrenzenden Djagga Rache üben würden, und ebenso fest stand es, daß beim ersten Angriff auch die Häupter Sadis und seiner wehrlosen Opfer fielen. Aber den Räuberhauptmann wieder an der Spitze der Bande zu entlassen, das fiel Adler keineswegs ein. Er faßte darum einen andern Entschluß.

„Gut, Sadi“, sagte er „ich will Barmherzigkeit üben, und schicke dich nicht zu Mandara, wo dir der sichere Tod bevorsteht; aber du bist mein Kriegsgefangener, und ich lasse dich in Fesseln schlagen. In Sansibar wirst du das Nähere über dein Schicksal erfahren. Bist du damit einverstanden, so komm über die Brücke!“

Sadi dachte, der Weg nach Sansibar ist weit, und der Strick für mich noch lange nicht gedreht.

Er ergab sich in sein Schicksal.

Als er gefesselt wurde, begann ein Jammern und Wehklagen unter seinen Negern; denn sie dachten, Adler wollte sie zu Sklaven machen.

Adler aber trat vor sie hin und sagte:

„Ihr seid meine Gefangenen und folglich meine Diener. Ihr folgt mir zurück bis zur Küste. Die Vorräte eures frühern Herrn bringt ihr hierher, und mit diesen werde ich euch bezahlen!“

Ein Jubelschrei tönte von den Kehlen der schwarzen Banditen; sie warfen sich Adler zu Füßen, dankten ihm, versicherten ihn ihrer Treue und priesen ihn hoch.

Da hörte man laute Stimmen auf dem Wege in der Waldschlucht. Mandara erschien mit seinen Kriegern. Er schaute sich verwundert und neugierig um.

„Was ist das? Was ist das?“ fragte er.

„Nichts von Bedeutung, Mandara!“ erwiderte Adler, „nur eine kleine Mausefalle!“

„Eine kleine Mausefalle?“ wiederholte dieser. „Wie du sprichst! Ich dachte, sie wäre recht groß.“

„Nennen wir sie eine große Mausefalle, wenn es dir besser gefällt!“

„Ach“, rief Mandara, als er Ibrahim erblickte, „jetzt verstehe ich alles!“

„Das freut mich! Willst du dich setzen, Mandara? Dein Kopf ist wohl etwas angegriffen? Ihr habt gestern lange gezecht!“

„Gut!“ sprach Mandara, eine gute Miene zum bösen Spiel machend; „du mußt mir von der Mausefalle erzählen. Ihr spielt wohl dieselbe zum Vergnügen in Uaja?“

„O ja, wir freuen uns, wenn die Maus gefangen ist“, erwiderte lächelnd Adler. „Meinst du nicht, daß die Maus dumm ist, wenn sie sich an den Adlerhorst wagt?“

„Sehr dumm sogar, mein Freund! Aber was willst du mit Sadi? Warum hast du ihn gefesselt?“

„Du hast ein sehr kurzes Gedächtnis, Mandara. Weißt du, ich höre nicht gern, wenn man mir davon erzählt.“ Er machte dabei mit der Rechten die Bewegung des Halsabschneidens.

„Ach“, flüsterte Mandara, „bist du zartfühlend! Ein kleiner Scherz, mein Freund!“

„Wie lustig du bist, Mandara! Nun, ich werde mit ihm spielen, wie die Katze mit der Maus.“

Mandara zog die Augenbrauen zusammen.

„Du wirfst ihn freilassen!“ sprach er finster.

„Nein, er ist mein Sklave!“ erwiderte ruhig Adler.

Mandara dachte nach.

„Gut, wir teilen alles; behalte du die Sklaven; ich nehme die Waren!“ Er sprang auf und wollte aufbrechen.

„Höre, Mandara!“ sprach Adler, „wenn der Jäger ein Stück Wild erlegt, dann gehört ihm auch die Haut. Ich will sie mir holen lassen!“

„Versuche es!“ rief Mandara. „Vergiß nicht, daß ich der König bin und tausend Soldaten habe!“

„Du drohst, Mandara? Nun so wollen wir unsere Kräfte messen. Soll ich das Zeichen geben?“

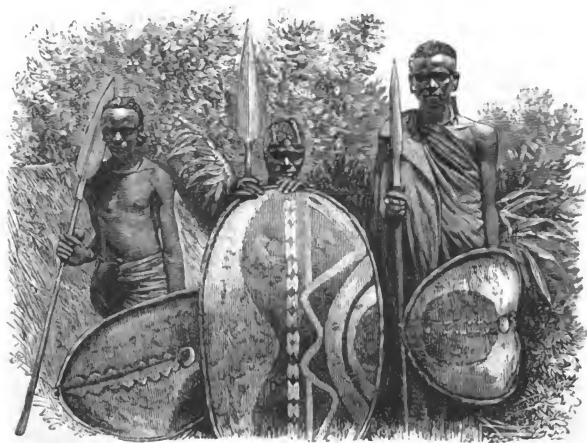
Mandara sprang wie besessen in die Höhe.

„Was soll das heißen, Smaruca?“

„Nur eine kleine Mausfalle, mein Freund!“ erwiderte ruhig Adler.

Mandara blieb erstaunt stehen. Er war wirklich in der Mausfalle.

„Wie du willst!“ sprach er. „Laß dir die Sachen holen, aber du bist nicht mehr mein Freund.“



Mandaras Krieger.

„Abdallah“, rief Adler, „nimm zwanzig Träger und hole die Lasten Sadis ab! Bis er wieder zurück ist, bleibst du bei mir, Mandara. Nicht wahr?“

Mandara setzte sich. Adler wußte, daß er ein gewagtes Spiel begonnen hatte; aber er beschloß jetzt, Mandara seine ganze Macht fühlen zu lassen; denn er wollte nunmehr Moschi, in dem er seines Lebens nicht sicher war, verlassen.

„Gefallen dir meine Stiefeln immer noch?“ fragte Adler. Mandara warf ihm einen zweifelnden Blick zu.

„Ich meine es ernst, Mandara. Ich habe dir ein Paar Stiefeln versprochen, und Ibrahim hat sie mitgebracht. Ziehe sie nur an; die Leute werden staunen, wenn sie dich darin nach Hause gehen sehen.“

Mandara ließ sich die Stiefeln anziehen, ging eine Weile auf und ab, setzte sich dann und sprach: „Sie passen und sind gut, wenn man sitzt; wenn ich gehe, ziehe ich sie aus; setze ich mich aber zu Hause nieder, so werde ich sie mir gewiß anziehen lassen.“

„Recht so!“ erwiderte Adler.

Mandara fragte aber in seiner gewohnten Weise:

„Was noch?“

Adler brauchte ihm diesmal keine Antwort zu geben.

Von der Residenz kamen schweißbedeckte Boten gelaufen; sie brachten die Nachricht, daß eine Botschaft der Djagga-Stämme unterwegs sei und ihn, den König, suche. Was da bevorstand, das wußte jeder, die Leute brachten Mandara die Kriegserklärung.

Mandara säumte nicht und Adler hielt ihn nicht ab.

Der König zog seine Stiefeln aus, steckte sie an den Haken durch den Schaft seines Speeres und machte sich auf den Weg. Er glich den Bauernburschen früherer Zeiten, die erst vor der Stadt Schuhe und Strümpfe anzuziehen pflegten.

„Wenn ich in den Krieg ziehe, schickst du mir deine Soldaten, alle, alle“, rief noch im Weggehen Mandara, ohne die Antwort abzuwarten.

Das wäre noch nötig! dachte Adler. Die Zeit mit Kriegsführen zu vertreiben, um als Vasall des Einäugigen ihm die Djaggavölker zu unterwerfen!

Die Gefangennahme Sabis war ein Akt persönlicher Notwehr. Adler selbst war über den Fang am allerwenigsten erfreut. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn Sabi freiwillig zu Mandara gezogen wäre; aber so auf Gnade und Ungnade selbst den Räuberhauptmann dem Bößewicht auszuliefern, das widerstrebte ihm. Jetzt, da Abdallah zurückgekehrt war, feierte er ein fröhliches Fest. Hätte er Orden und Würden zu erteilen gehabt, er würde gewiß die höchsten Auszeichnungen auf seinen Kriegsminister Ibrahim gehäuft haben; denn ihm gehörte eigentlich der Sieg.

Ibrahim erfuhr schon in Sansibar, daß Sadi gleichfalls als Elfenbeinhändler nach dem Kilima-Ndjaru gezogen sei. Er beschleunigte darum seine Abreise, erhöhte auf eigene Verantwortung die Zahl der Soldaten auf zwanzig und gelangte in Eilmärschen bis Taweta.

Hier erfuhr er das, was man in Moschi noch nicht wußte. In Taweta lagerte eine Karawane mit Sklaven, welche Sadi zur Küste sandte. Es waren dies die unglücklichen Sklaven der unter Hungersnot seufzenden Stämme, welche von ihren eigenen Verwandten an Sadi verkauft worden waren.

Die Führer der Karawane prahlten laut mit ihren Erfolgen und stellten neue Zuzüge in sichere Aussicht, denn jetzt würde es bald am Kilima-Ndjaru losgehen und den Weißen würde schon Mandara kalt stellen.

Diese Gerüchte genügten Ibrahim. In Taweta hielten sich zu jener Zeit auch Karawanen friedliebender Kaufleute auf, darunter die eines angesehenen Arabers aus Sansibar, welcher wohl wußte, wie hoch von den Konsuln gute Dienste angeschlagen würden, welche man in Not geratenen weißen Reisenden geleistet. Von diesem Manne erhielt Ibrahim zur Aushilfe weitere zwanzig Sansibar-soldaten, nahm nur vierzig seiner kräftigsten Lastträger mit, lies die übrigen unter der Obhut des bewußten Kaufmanns zurück und rückte mit seiner Ersatzarmee nach Moschi ab. Als kluger Feldherr nahm er einen mit den Verhältnissen des Rauchlandes wohlvertrauten Tawetaner in seine Dienste und schickte ihn als Kundschafter voraus.

Wie der Mann den Plan Sadis und Mandaras belauscht und Ibrahim mitgeteilt, davon haben wir schon gehört.

Kurz vor Sonnenaufgang langte Ibrahim in Adlerhorst an. Die Freude, mit der er begrüßt wurde, läßt sich schwer beschreiben.

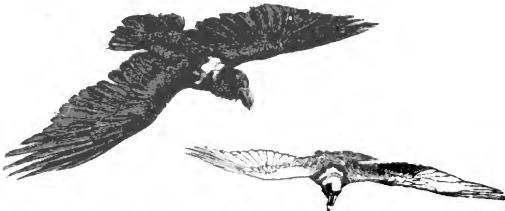
Sofort trat ein Kriegsrat zusammen, an welchem Adler, Ibrahim und Abdallah teilnahmen, und es wurde jene Manjesfalle erdacht, in die an demselben Morgen nicht allein Sadi, sondern auch Mandara gerieten.

In den Festjubel, der jetzt herrschte, mischte sich jedoch die Sorge um morgen. Es war nicht geheuer, im Rauchlande zu

bleiben, welches bald zum wilden Kriegsschauplatz werden mußte. Die Gesellschaft der fünfzig Räuber war gleichfalls nichts weniger als angenehm. Außerdem mußten die zwanzig zur Hilfe herangezogenen Sanfibarner nach Taweta zu ihrem Herrn zurückgeschickt werden, und es ging nicht an, in diesen aufgeregten Zeiten das kleine Häuflein der Retter in der Not allein den Marsch antreten zu lassen. Alle diese Gründe sprachen für einen Rückzug nach Taweta. Von dort aus konnte man die Räuber nach der Küste einzeln entlassen und dann einen Vorstoß nach dem nördlichen, voraussichtlich friedlichen Teil des Kilima-Ndjaru versuchen. Der alte Weg nach Taweta durch das aufgeregte Moschiland war aber nicht zu empfehlen. Mandara hatte jetzt seine gesamte Heeresmacht zusammengezogen und er würde schwerlich Adler ohne weiteres den Rückzug gestatten. Er wollte ja dafür sorgen, daß Adler aus seinem Lande nicht herauskommen könnte, und in manchen Fällen konnte man sich sicher auf sein königliches Wort verlassen.

So blieb keine andere Wahl übrig, als einen Marsch durch das Gebirge zu versuchen. Die Stämme, mit welchen man dort in Berührung kommen würde, waren als friedlich bekannt und auch nicht besonders mächtig.

Der Weg aber war niemand genau bekannt und darum wurde für den folgenden Tag ein Erkundungsmarsch in das Gebirge festgesetzt, an welchem Adler und Abdallah sich beteiligen sollten, während Ibrahim die Rolle des Festungskommandanten von Adlerhorst zufiel.



Großschnäbelige Raben vom Kilima-Ndjaru.

16. Ein Rekognoszierungsmarsch.

Der Rekognoszierungsmarsch begann schon am frühen Morgen folgenden Tages. Abdallah und zehn Soldaten begleiteten Adler. Zunächst führte der Weg noch durch bewohntes Gebiet. An dem schmalen Wege, vor den braunen Hütten standen Frauen, Mädchen und Kinder.

Alle grüßten freundlich den vorüberziehenden Umarua. Es waren seine guten Freunde, seine Hoflieferanten. Von diesen bezog er tagtäglich die Milch, da seine zwei Kühe für die Ernährung der Besatzung nicht reichten; jene brachten ihm Honig; die jungen Burschen dort pfl egten ihn mit Brennholz zu versorgen und die Kinder brachten ihm schwarze Brombeeren, die er so gern aß.

Wahrlich, es gab auch gute Menschen im Rauchlande, die ein besseres Los verdient hätten. Fast schien es, als ob die Verderbnis nur am Hofe Mandaras herrschte.

Unter freundlichem Gegengruß verließ Adler die bebaute und bewohnte Strecke des Landes und betrat nun die Wildnis. Wildnis! Das Wort paßte nicht auf die reizende Natur, die sich hier ausbreitete, so ruhig, so friedlich wie eine thüringische Hügel-landschaft. Die Wildnis lag jetzt hinter ihm; auf dieses von räuberischen Menschen bewohnte Land paßte mehr dieses Wort.

Der kleine Trupp stieg höher, ein gewundener Pfad führte über grasbedeckte Wiesen mit mächtigen Baumgruppen. Dann begann wiederum der Wald, der mit dichtem Unterholz durchsetzt war. Die wilden Blumen waren schön. Schmarokende Begonien rankten ihre lieblichen rosenroten Glocken in langen Quirlenden empor; magentafarbige Balsaminen leuchteten unter den Farn-

wedeln hervor, und alle Augenblicke schritten die Wanderer durch Gruppen karmoisinroter Gladiolen, welche selbst den Begleitern Ablers laute Ausrufe der Bewunderung entlockten. Die Baumstämme und selbst die kleinern Zweige waren dicht behangen mit Moos, Orseilleflechten und zarten angewachsenen Farn. Andere

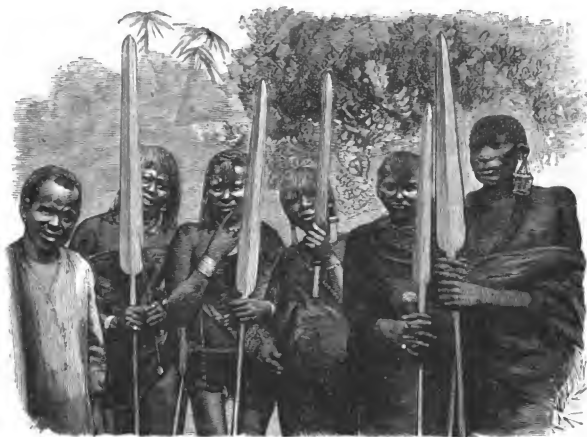


Baumfarn.

Arten von Farn wuchsen üppig neben dem Wege, oft mit so langen Wedeln, wie man sie kaum in Treibhäusern findet. Ungewohnt jedoch für europäische Augen waren die prächtigen Baumfarn, welche sich großartig über das dichte Unterholz erhoben mit Wedeln von glänzend blaugrüner Farbe, sobald das blasse grüne Licht des Waldes durch ihre flaumigen Blättchen und seidenweichen Stengel hindurchschimmerte.

Der Steg war sehr naß von der Feuchtigkeit, welche im Walde niederträufelte und oft durch mächtige, querüberliegende Baumstämme verlegt.

Es war einer von vielen Pfaden, welche aus den verschiedenen kleinen Königreichen am Berge zu einer Höhe von etwa 2800 m zusammenführen, wo sie sich zu einem Wege vereinigen, der nahezu



Dajaga-Krieger.

in ostwestlicher Richtung von Schira nach Useri führt. Weil die Bewohner der Kilima-Mbjaro-Staaten fast immer im Kriege miteinander liegen und darum keinen freien Durchgang durch das feindliche Gebiet ihrer Nachbarn haben, so begeben sie sich vermittelst der obern Straße in das obere neutrale Gebiet und verfolgen in verschiedenen Höhen über der bewohnten Gegend ihre Reise um den Berg herum. Aber selbst diese Straße kann nicht zu jeder Zeit als durchaus sicher betrachtet werden.

Bis zur Gründung von Raubburgen haben es die Wadjagga bis jetzt noch nicht gebracht, aber Raubritter zählen sie in Hülle und Fülle; und wie weiland bei uns Hinz und Kunz hinterm Busch auf den Kaufmann mit seinen Pfeffersäcken lauerten, so lauern die Djaggaherren nur zu oft auf diesem Wege und überfallen schwächere Trupps von Reisenden. Die galanten Ritter töten alsdann die Männer und führen die Frauen im Triumph in ihr Heim.

Heute war dieser Weg unsicherer denn je.

Wenn Adler, der große Zauberer, wirklich mit Schwingen sich hätte versehen und von der Vogelperspektive den Weg betrachten können, dann würde er bemerkt haben, daß hier und dort sich auf ihm schwarze Häuflein bewegten, sämtlich in der Richtung von Ost nach West. Es waren Djagga-Krieger, welche auf diesen Umwegen als Nachzügler zur Hauptarmee der vereinigten Mächte stießen. Dann aber hätte er auch gesehen, daß er jetzt dem stärksten Trupp von etwa 100 Mann geradezu in den Weg lief, und er wäre sicher umgekehrt.

Er sah aber nichts weiter, als nur prächtige Bäume, herrliche Blumen, seltene Insekten; er schwelgte in den reinsten Freuden des Naturforschers und stellte sogar jetzt einen Theodoliten, einen Meßapparat auf, um von hier aus die Höhe des Kibo zu messen.

Er war noch lange nicht mit seiner Arbeit fertig, als ein Warnungsruf Abdallahs ertönte.

Von der Höhe des Bergpfades stürmten die Wakiboscho, Krieger eines benachbarten Staates, im scharfen Trabe auf die ahnungslose Gruppe. Sie deckten sich mit ihren Schilden, schlangen ihre gewaltigen Speere und ließen einen markererschütternden Schlachtruf erschallen.

Hinter dem Theodoliten sammelte sich die Schar Adlers und machte die Gewehre schußfertig; es war die höchste Zeit; die Wakiboscho waren kaum zwanzig Schritte entfernt; schon erhoben die Angegriffenen instinktiv ihre Büchsen, als plötzlich die vordersten Wakiboscho stehen blieben. Ihr Kriegsgeschrei verstummte; die Nachfolgenden drängten so stark die Stehengebliebenen, daß diese zur Erde fielen und ein verwirrter Knäuel sich vor Adlers Augen



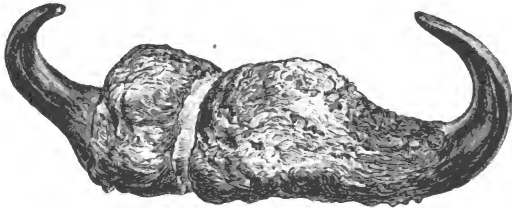
Auch eine Zauberwaffe.

wälzte. Die Übrigen machten endlich auch halt und schauten entsetzt den Theodolit an. Ach, wenn der Theodolit ein Momentphotographie-Apparat gewesen wäre, wie rasch wäre Adler an diesen gesprungen, um die köstliche Gruppe für immer festzuhalten. Aber so konnte er sich nur einige Sekunden an dem unvergleichbaren Anblick weiden. Dann machten die Wakiboscho fehr, die zu Boden Gefallenen rafften sich auf und vorwärts oder vielmehr zurück ging es in rasendem Laufe. Zwei schön aus Büffelhaut gearbeitete Schilde und ein Speer blieben auf dem harmlosen Kampfplatz zurück. Sie wurden aufgehoben; denn sie verdienten es in der That, in irgend einem Museum für Völkerkunde ausgestellt zu werden. Die Wakiboscho hatten den unschuldigen Apparat für irgend einen Zauber gehalten, und der Theodolit hatte der kleinen Schar das Leben gerettet; der Angriff war ja so unmittelbar und mit solcher Wucht ausgeführt, daß selbst eine wohlgezielte Salve den Feind nicht aufgehalten hätte, und im Handgemenge mußte die gewaltige Überzahl der Wakiboscho doch den Sieg erringen.

Diese Warnung genügte, um die Refognoszierenden zum ebenso eiligen Rückzug zu zwingen, wie ihn die Wakiboscho gethan. In den verschlungenen Wegen des Gebirges war ein Hinterhalt leicht zu legen und die kleine Schar in wenigen Augenblicken zu vernichten.

Adler und Abdallah atmeten auf, als sie wiederum in das Bereich der Pflanzungen und Hütten gelangten und auf wohlbekannten Pfaden auf Adlerhorst marschierten.

Der Krieg im Rauchlande wurde doch ernster, als man anfangs gedacht hatte.



Büffelhorn vom Kilima-Ndjaru.

17. Mandaras Demütigung.

Der Abend nahte bereits, als Adler zu seiner nunmehr in ein befestigtes Lager verwandelten Niederlassung zurückgekehrt war. Ibrahim, der Festungskommandant, hatte gewußt seine Pflichten zu erfüllen. Dornhecken starrten jetzt ringsherum in die Höhe. Für die Geschosse europäischer Heere würden sie nicht den geringsten Widerstand geboten haben; gegen einen Angriff der Eingeborenen vom Kilima-Ndjaro boten sie den trefflichsten Schutz.

Es unterlag keinem Zweifel, der unbezahlbare Kriegsminister hatte Adlerhorst zu einer Festung ersten Ranges im Djagga-Lande umgewandelt.

Ja, er trieb seine Vorsicht noch weiter: er hatte auch für die Verproviantierung gesorgt. Sephas mußte mit einigen Lasten von Zeug und Perlen in die nächsten Hütten ziehen und so viel Vieh und Früchte aufkaufen, als nur möglich war. Eine stattliche Herde weidete unter dem Schutze der Gewehre von Adlerhorst.

Ibrahim hatte wiederum auf eigene Verantwortung gehandelt, aber niemand wagte seine Anordnungen anzufechten: wenn die aus dem Gebirge Heimkehrenden von einem Rencontre mit einer Wakiboscho-Schar berichten konnten, in welchem der Theodolit Sieger geblieben war, so lauteten die Rapporte, welche in Adlerhorst vorlagen, viel ernster.

Heute früh überschritt die Armee der vereinigten Mächte von Djagga die westliche Grenze des Rauchlandes, und der Napoleon des Kilima-Ndjaro trat ihr mit seiner ganzen Macht entgegen. Es gelang ihm, die Feinde nach einer mehrstündigen Schlacht zurückzuwerfen. Er wäre ohne Zweifel Sieger geblieben und hätte die Verfolgung der Feinde aufnehmen können, wenn nicht von der

Ostgrenze des Landes eine Hiobsbotschaft in sein Hauptquartier gelangt wäre.

Hier tauchten Scharen raubgieriger Massai auf. Die Nomaden hatten von dem großen Djagga-Kriege gehört, und wie Scharen von Geiern zogen sie sich an der Ostgrenze zusammen, um leichten Raub mitzunehmen. Mandara mußte seine Armee zersplittern. Ein Teil der Krieger, unter dem Befehl seines jüngern Bruders, zog nach Osten, um die Massai aufzuhalten, und er, der Sieger in der ersten Schlacht, mußte sich jetzt auf die Verteidigung beschränken. Boten auf Boten sandte er zu Adler; dieser möchte doch seiner Freundschaft, seiner Blutsbrüderschaft gedenken und mit dem Zaubergewehr ihm zu Hilfe kommen; er möchte doch das Rauchland, das ihn freundlich aufgenommen, das ihn so lange genährt, vor Plünderung und Zerstörung bewahren. Mandara kämpfte mit Todesverachtung, aber die Zahl der Feinde sei übergroß; er kämpfte, um fremde Unthat zu sühnen; denn Sadi, der Feind Adlers, sei auch sein Feind gewesen und habe ihn in dieses Verderben gestürzt.

Alles Lächerliche in den Botschaften Mandaras war mit einem male abgestreift; er sprach wie ein tapferer General, der eine Bundesgenossenschaft verlangt, zu der er sich berechtigt glaubt.

Der Kriegsrat trat wiederum zusammen, und man beschloß, den nächsten Tag abzuwarten, bevor man eine bestimmte Antwort erteilte. Das Eingreifen der Massai in den Kampf machte auch die Lage von Adlerhorst bedenklich. Sollten die verbündeten Djagga-Staaten und die Massai, deren Zahl man nicht kannte, über Mandara den Sieg davontragen, so war auch eine Belagerung von Adlerhorst und ein blutiger Kampf sicher zu erwarten.

Um diese Zeit verlangte Sadi, vor Adler geführt zu werden. „Mit Recht“, sprach er zu ihm demütig, „schonst du das Leben deiner Leute und suchst den Krieg zu vermeiden. Aber du kennst die Kriegssitten dieses Landes ebenso wenig, wie Abdallah oder Ibrahim. Mit den Djagga könntest du leicht fertig werden, nicht aber mit den Massai. Diese fürchten nicht das tödliche Blei der Gewehre; hundert mal haben sie schon Karawanen angegriffen und ihnen Untergang bereitet; siegen sie über Mandara, so ziehen

sie auch vor deine Niederlassung und weichen nicht eher, bis sie deine Macht aufgerieben. In deinem Interesse liegt es also, Mandara zu unterstützen. Schone deine Soldaten! Mich und meine Krieger brauchst du nicht zu schonen. Gib uns unsere Gewehre wieder und laß uns gegen den schlimmsten Feind, die Massai, ziehen. Mit unsern Leibern decken wir dann dich und deine Karamane!“

Der Heldenmut Sadis entsprang einem triftigen Grund; hatte er einmal das Gewehr in der Hand, stand er wieder an der Spitze seiner Gefellen, so durfte er mit aller Kraft den Durchbruch nach Taweta versuchen, um von dort aus nach der Küste zu fliehen.

Abler durchschaute wohl den Plan. Nichtsdestoweniger war es am Ende besser, in dieser mislichen Lage einen Ausgleich mit Sadi zu treffen, anstatt die unsichere Gesellschaft verwegener Sklavenjäger mit sich herumzuführen. Er wies den Vorschlag nicht von der Hand und versprach, am andern Morgen die Entscheidung zu treffen.

Inzwischen trafen neue Boten von Mandara ein: dieser bitte Abler dringend, ihn noch in dieser Nacht in der Festung zu besuchen; er könne unmöglich sein Heer verlassen; er sei bereit, alles zu opfern, Frieden zu schließen und lege sein Schicksal in die Hände seines weißen Freundes.

Obwohl ermüdet von dem langen Gebirgsmarsche machte sich Abler dennoch in Begleitung Abdallahs und zwanzig Soldaten auf den gefährlichen Weg nach der Festung Mandaras. Die Truppe war kriegsmäßig ausgerüstet, und Ibrahim war bereit, im Notfall seinem Herrn zum Entsatz nachzueilen.

Südllich von der Residenz Mandaras erhob sich ein dichter Hain von ungewöhnlich schönen Bananen. Durch ihn schritt jetzt Abler auf einem vielfach gewundenen Pfade; vor ihm und hinter ihm drängten sich Menschen, welche allerlei Vieh trieben; alles suchte Heil in der „Festung“, welche inmitten des Haines verborgen war.

Zum Centrum dieses Labyrinth erhob sie sich, ein großes Staket von lebenden Bäumen. Der Fürst von Moschi hatte

nämlich seine Festung mit einem dichten Zaun von Bäumen umgeben, welche als Schößlinge mit der Wurzel ausgegraben und hier nebeneinander eingepflanzt waren, sodas nach einigen Jahren, als ihre Stämme dicker geworden waren, kein Zwischenraum mehr



Festungsthor.

zwischen ihnen übrigblieb. Im Außenwerk standen sie ferner in vier Reihen hintereinander, und weil sie im Wachstum und im vollen Laube waren, so verdeckte ihr dicht verflochtenes Laub die Festung durch einen lebendigen Wald, welcher nicht so leicht in Brand gesteckt werden konnte, wie ein Stafet von totem Holz.

Nur eine kleine Öffnung war übriggelassen, durch welche das Vieh getrieben wurde, die aber während einer Belagerung mit schweren hölzernen Thüren verschlossen gehalten und durch zwei kleine Kanonen aus Mandaras Arsenal beschützt wurde.

In der Mitte dieses Festungsraumes, in welchem es jetzt von Kühen, Schafen und Ziegen wimmelte, in welchem Weiber und Kinder mit Zammerrufen sich drängten, erhob sich ein blockartiges Gebäude, die Citadelle, welche Mandara augenblicklich zur äußersten Verteidigung ausrüstete.

Abler warf einen Blick auf das wüste Getümmel.

Sollten die verbündeten Heere der Djagga=Staaten oder gar die wilden Massai hier eindringen — dann . . . er vermochte sich das schauerliche Bild eines Blutbades, das hier stattfinden würde, nicht auszubedenken. Und dieses Blut würde ja zum Teil auf sein Haupt zurückfallen; die Hauptstütze von Mandaras Armee hielt er ja in Adlerhorst gefangen. Und ferner, wenn auch die Djagga=Völker mit Recht Vergeltung fordern konnten, so war der Angriff der Massai nichts weiter als ein räuberischer Einfall in ein Gebiet, welches Adler gastlich aufgenommen hatte und dessen Bewohner er sich dankbar zeigen sollte.

Er ging bereits mit geteilten Gefühlen auf Mandaras Blockhaus zu.

Mandara war gefasster, als Adler dachte.

Er setzte sich ruhig nieder und sprach:

„Imaruca oder großer Zauberer, ich danke dir, daß du gekommen bist. Du sprichst mir immer von Gerechtigkeit; nun frage ich dich, ob das gerecht ist, was ich jetzt tragen muß. Sadi hat den Krieg begonnen; für Sadi sollte eigentlich die Rache bestimmt sein; aber Sadis Haupt ist sicher unter deinem Schutze, und mein Land wird verwüstet, meine Leute werden gemordet. Wenn du gerecht sein willst, so liefere Sadi als Sühneopfer an die Djagga=Völker aus, ihn und seine Leute; ich will noch Kühe und Schafe dazu geben und werde dann mit den Massai fertig. Oder wenn du das nicht willst, so ergreife doch für die Unschuldigen die Partei und schütze mit deiner Macht das Land, von dessen Reichtum du dich genährt hast.“

Am Schlusse der Rede Mandaras fielen die Frauen wehklagend auf die Kniee und flehten ihn um Schutz für sich und ihre Kinder.

Abler war überwältigt; das Unglück erhebt den Menschen, der es zu tragen versteht, und würdiger denn je erschien ihm heute Mandara, der die lächerliche Hujarenuniform abgelegt hatte und in dem kriegerischen Schmuck der Eingeborenen düster vor sich hinblickte, wie Napoleon in Fontainebleau, welcher, nachdem er die Schlachten verloren hatte, sich in sein Schicksal ergab.

„Gut! Mandara“, sprach er, „du sollst nicht sagen, daß Imaruea ungerecht oder undankbar handelst! Die Strafe hast du allerdings verdient, da du mit Räubern gemeinjame Sache machtest und auf die Ratschläge des weisen Mannes nicht achtetest. Halte dich in deiner Festung bis morgen, und dann kommt dir von Ablerhorst die ersuchte Hilfe!“

Mandara sprang auf und umarmte Imaruea.

„Freund . . . Freund . . . , Sieg . . . Sieg . . .!“ waren die einzigen Worte, welche er aussprechen konnte.

Abler war froh, als er aus dem Blockhause herauskommen und sich den Achtungs- und Dankbezeugungen der versammelten Weiber und Kinder entwinden konnte.

Das Kreuzfeuer, in dem er sich jetzt befand, war ihm lästiger und peinlicher als der dichteste Kugelregen. Die alten Weiber und die kleinen Kinder umringten ihn und spuckten ihn aus vollen Kräften an, zum höchsten Zeichen ihrer Freundschaft und Gunst. Zu viel Dank ist oft schlimmer als gar keiner! Gechrt, hochgechrt verließ er die Festung nach der Meinung der Moschilcute; besudelt im schlimmsten Sinne des Wortes kam er sich selbst vor, und trotz aller Ermüdung eilte er raschen Schrittes nach Ablerhorst zurück; denn er sehnte sich — nach frischen appetitlichen Kleidern!

Hinter ihm schallten aber Jubelrufe, welche sich in der Festung erhoben. So jauchzten wohl einst die Griechen bei ihren Schiffen vor Troja, als der grollende Achilles seine Rüstung anlegte und gegen die Trojaner zog!

18. Die Entscheidungsschlacht.

Am frühen Morgen des folgenden Tages wurde im Osten und Westen des Rauchlandes der Kampf wieder aufgenommen; aber die Moschi-Leute fochten heute mit Zuversicht eines baldigen Sieges und wußten den ersten Anprall ihrer Feinde auszuhalten.

Um die Mittagszeit lagerten die feindlichen Heere ermüdet auf Hügeln einander gegenüber; die Djagga-Leute erwarteten neue Zuzüge und dachten dann mit Übermacht zum Angriff überzugehen und mit einem Schläge den Feind zu vernichten.

Mandara selbst stand hier an der Spitze seiner Truppen. Frohe Hoffnung belebte seine Züge; denn flinke Boten haben ihm die Kunde gebracht, daß der Weiße von Adlerhorst aufgebrochen sei, um mit seiner Macht zu ihm zu stoßen, und noch mehr, sie berichteten ihm, daß Sadi, wiederum bewaffnet, an der Spitze seiner wilden Schar sich gegen Osten gewandt habe, um mit den Massai zu kämpfen.

Freude strahlte auf seinem Antlitz, ihn machte die blutige Wahlstatt nicht schaudern, welche zwischen den beiden Heeren lag; oft genug hatte er ein solches Bild gesehnt: die blutigen Leichname, um welche in den Strahlen der glühenden Sonne Schwärme von Insekten summten. Ihn störten nicht in seiner Zuversicht die Scharen von Krähen die auf benachbarten Bäumen saßen, ungeduldig krächzend, bis ihnen das Schlachtfeld überlassen würde; er war auch gewöhnt, auf seinem Kriegszuge mächtige Geier über seinem Heere kreisen zu sehen. Wie oft hatten sie ihn zu Sieg geführt; auch heute war ihm der Sieg sicher.

Die gewaltige Feste stand in seinem Rücken; dorthin konnte er sich zurückziehen bei einer unglücklichen Wendung der Schlacht;

dort konnte er trotz dem Anprall der Feinde, bis in ihrem Rücken Iमारुवा's Kriegsruf erscholl und die Angreifer wilde Flucht ergriffen.

Die Sonne sank schon ziemlich tief, als die Djagga zu neuem Angriff stürmten.

Die Gewehre knatterten; ein regelrechtes Tirailleurfeuer empfing die Vorwärtsdrängenden. Aber es waren keine Scharfschützen aus der Schweiz oder aus Tirol, welche den Anprall der Feinde zum Wanken hätten bringen können. Pulver und Blei entscheiden noch nicht in den echt afrikanischen Kriegen. In andern Waffen ruht der Erfolg. Der Sieg ist hier gebunden an die gewaltigen schaufelartigen Speere und an die kurzen Schwerter. Die Leichen im Thale berichteten deutlich von der Wirkung dieser fürchterlichen Waffen. Da lagen Männer mit völlig aufgeschlittem Leibe, mit gespaltener Brust und zerfleishtem Rücken; da ruhten blutige Rümpfe, von denen ein Schwertthieb den Kopf getrennt hatte.

Noch wenige Augenblicke, und die feindlichen Heere sollten sich wie zwei gewaltige Ringer umklammern. . .

Doch rechts auf dem Hügel flatterten Fahnen, ein Kriegsruf erscholl und von der Anhöhe, die sich mit Pulverwölkchen umzog, knatterten die Flinten und sausten Kugeln in die Reihen der Djagga-Krieger herab.

Sie trafen besser als die Kugeln Mandaras, und namentlich eine Büchse richtete für zehn Zerstörung an. Rasch hintereinander erdröhnte ihr eigenartiger Knall und fast immer stürzte darauf ein vorwärts stürmender Krieger zu Boden; es war Abdallah, der Scharfschütze, welcher mit dem Magazingewehr den Angriff der Feinde zum Wanken brachte.

In der Flanke bedrängt wichen die Djagga-Krieger; ihre Reihen gerieten in Unordnung, und dann erfolgte eine wilde regellose Flucht und eine noch wildere Verfolgung. Der Abend begann schon zu dämmern, als, fast an der Grenze des Rauchlandes, beide Heere ermüdet wiederum auf zwei gegenüberliegenden Hügeln sich lagerten. Das Feuer verstummte; in langsamem Schritt stieg Adler, der Siegreiche, den Hügel hinauf; hinter ihm

schritten Leichtfuß und Stierkopf und trugen behutsam eine schwere Kiste. Das Antlitz des Zauberers war ernst; er hatte den Schrecken des Barbarenkrieges geschaut und Wehmut erfaßte ihn.

Er wollte dem Blutvergießen ein Halt gebieten; er wies Mandaras Anfinnen zum erneuten Eröffnen des mörderischen Feuers seiner Soldaten zurück.

„Laß nur!“ erwiderte er, „ich jage sie allein in die Flucht.“

Leichtfuß und Stierkopf machten sich inzwischen an eine sonderbare Arbeit, stillschweigend, wie nach einem längst verabredeten Plane. Sie schlugen kräftige Pfähle auf der Spitze des Hügels ein, errichteten darauf eine Art rohe Plattform aus Zweigen, auf welche einige Ledermützen von Mandaras Soldaten ausgebreitet wurden, um eine weiche Oberfläche herzustellen.

Dann wurde die geheimnisvolle Kiste geöffnet. Adler entnahm ihr lange weiße Ruten, sonderbare Zinndosen, und begann nun die rätselhaften Gegenstände an den Pfählen zu befestigen und auf der Plattform zu verteilen. Freunde und Feinde schauten ihn in der zunehmenden Dämmerung mit Entsetzen an. Er trieb gewiß einen großen Zauber.

Und es ward dunkel.

Da mit einem Schlage begann ein prachtvolles Feuerwerk das Auge der Eingeborenen zu blenden: bengalische Flammen, Rotfeuer, römische Fichter und Schwärmer leuchteten durcheinander und sprühten Funken. Entsetzt schaute das feindliche Heer auf die höllische Erscheinung. Als aber einige Raketen in schiefem Winkel zischend emporstiegen und über den Häuptern des feindlichen Heeres in eine Menge blauer und roter Leuchtkugeln zerplatzten, da löste die Furcht die Zungen und die Beine, und mit schauerlichem Geheul lief der Feind von dannen, als ob ihn der Teufel jagte.

Gebannt vor Entsetzen standen Mandaras Krieger; sie waren nicht fähig, mit zitternden Knien den Sieg auszunutzen. Der weiße Feldherr aber glaubte beim Raketenscheine erkannt zu haben, daß hinter dem Hügel sich das Lager der Feinde mit vielen Kühen und Schafen befand; und damit ihm niemand, wie einst Hannibal, nachsagen könnte, daß er sich auf das Siegen

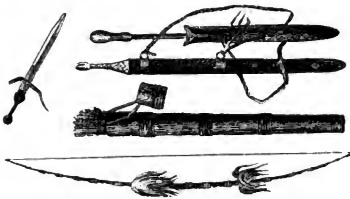
verstehe, aber den Sieg auszunutzen nicht wisse, gab er seiner Armee den Befehl zum Vormarsch und besetzte das in der That verlassene Lager der Djagga-Völker.

Hier feierte er im Schein zahlreicher Lagerfeuer sein Siegesfest, aber es war anders geartet, als die wilde Orgie, welche vor drei Tagen Mojschi mit Lärm erfüllte.

Wohl legte er auf Kühe und Schafe Beschlagnahme und teilte mit Mandara die Beute; aber er schlug niemand in Fesseln; im Gegenteil, er löste allen, die in diesem Kriege gefangen wurden, die Sklavenbande und wußte durch sein Ansehen Mandara zur Herausgabe seiner Kriegsgefangenen zu bestimmen.

Vielleicht beschwor er hierdurch mildere Sitten über die Völker vom Kilima-Ndjaru? Er träumte wenigstens davon, träumte von einer Morgenröthe besserer Zeiten, als die wirkliche so herrlich im Osten aufstieg.

Dann rückte er nach Adlerhorst ab, und er zog hier mit doppelter Freude ein; denn in diesem glorreichen Kampfe hatte er nicht einen einzigen Mann verloren.



Waffen ostafrikanischer Volksstämme.

19. Sadi.

An demselben Abend tobte der Kampf auch an der Ostgrenze des Moschi-Landes.

Schweigend nahm Sadi sein Gewehr aus Adlers Hand. Er wandte sich zum Gehen; dann aber blieb er, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, stehen und fragte dumpf, sein wildes Auge auf Adler heftend:

„Gibst du mich frei, oder schenkst du mir nur eine Galgenfrist!“

„Du bist frei, und ich werde auch gegen dich keine Anzeige in Sanfibar erheben, wenn du versprichst, solange ich in Moschi bin keinen Sklavenhandel zu treiben!“

„Gut!“ sagte Sadi. „Dann gib mir auch meine Lasten!“

„Mit Lasten willst du in den Krieg ziehen, Sadi?“

„Zum Teufel jage ich noch heute die Massai; dann aber auf ihren Spuren ziehe ich ab von diesem verhaßten Stück Lande, das mir nur Schimpf und Schande brachte.“

„Thue wie du willst!“ erwiderte Adler.

Sadi aber sprach:

„Sicher vor mir bist du, Imaruea! Das schwöre ich dir, und niemals habe ich noch einen freiwilligen Schwur gebrochen. Danken kann ich dir nicht; denn ich hasse dich, aber deine Wege werde ich meiden, wie die Antilope die Fährte des Löwen flieht!“

Und in der That, mit Traglasten beladen zogen seine Leute ab; sie zogen nach Osten, und dort gab es kein Entrinnen, keinen freien Durchzug; dort mußten sie auf die Massai stoßen.

Sadi marschierte finster an der Spitze seiner Soldaten. Er kannte seine Leute, und wie ein Spartaner wollte er die Brücken hinter ihnen abbrechen, wenn er in den Kampf zog.

Er wußte wohl, wo ihre Heimat war; sie lag in den Säcken, die sie trugen, in den Waren, mit welchen er sie bezahlen sollte. Waren diese verloren, so zahlte Sadi nichts, das wußten sie aus Erfahrung; dann ließ er sie in der Wüste, unbekümmert, welches Los ihnen bevorstand.

Das Toben der Schlacht drang schon an ihre Ohren nach einem mehrstündigen Marsche. Die Massai gewannen an Terrain, obwohl auch sie ermüdet von Zeit zu Zeit den Kampf aufgaben und sich mit Plündern der eroberten Hütten beschäftigten. In den Zwischenpausen der Schlacht stiegen alsdann stets neue Rauchwolken in die Höhe. Sadi ließ in einer Schlucht halten; er griff nicht in den Kampf ein.

„Ruhet aus!“ sprach er in rauhem Tone zu seinen Soldaten. „Sammelt eure Kräfte! Am Abend greifen wir an; vor Sonnenaufgang schlagen wir die Hunde, und in der Nacht marschieren wir nach Taweta!“ Die Soldaten murmelten beifällig; aus diesen kaltblütigen Worten sprach die Klugheit eines erfahrenen Feldherrn, der in hundert Raubzügen alle Listen afrikanischer Kriegsführung erlernt hatte.

Die letzten Stunden des Tages nahten; wiederum entbrannte der Kampf; da erhob sich Sadi.

„Tragt die Lasten auf diesen Hügel!“ gebot er finster. Die Leute thaten es; beinahe mitten in den sich nahenden feindlichen Linien lag jene Anhöhe.

Nun standen sie oben; die Lasten fielen zur Erde; die Gewehre flogen an die Wangen; es begann ein mörderisches Feuer, dem die Massai nicht standhalten konnten. Sadi trieb sie von einer Anhöhe zur andern, daß die Moschi-Leute vor Jubel aufjauchzten; er trieb sie bis zur Grenze des Landes, wo die Grasebene begann.

Er überfah aber in seiner blinden Angriffswut, daß der Massai-Führer ihm eine Falle stellte, daß Sadi, als er den letzten Hügel erstürmt hatte, von dem Moschi-Heere abgeschnitten und von Feinden umzingelt war.

Der wilde frohlockende Schlachtruf der Massai machte die Luft erzittern; der Sturm begann, und nun erfolgte das Handgemenge.

Aber die Massai unterschätzten ihre Gegner; die Räuberschar war auch auf solchen Kampf vorbereitet. Die Leute warfen die Flinten über die Schultern und empfingen mit Streitärzten die Heranstürmenden. Wie behende Kagen wichen sie den schweren Speeren der Massai aus, und mit wuchtigen Hieben spalteten sie Schädel auf Schädel. Wo aber das Gedränge und Getümmel am schlimmsten war, dort hörte man Sadis rauhen Ruf. Er war allüberall, wo die größte Gefahr war.

Wenige Minuten nur dauerte das Ringen; dann flohen die Massai. Am Fuße des Hügels sammelten sie sich wieder und schlugen in der Ebene ihr Lager auf, da der Abend bereits weite Schatten warf und die untergehende Sonne das Schlachtfeld mit blutiger Blut beleuchtete. Sadi musterte seine Krieger; es fehlten viele, und die noch in Reih und Glied standen, die bluteten aus breiten Wunden und waren zu Tode erschöpft.

„Vorwärts!“ das Kommando schwebte auf seinen Lippen, aber das Wort erstarb ihm im Munde beim Anblick seiner decimierten Truppe.

Er selbst wankte jetzt; aus seiner Brust rieselte ein dünner Blutstreifen und Blut sammelte sich in seinem Munde.

Er stützte sich auf einen ihm zunächst Stehenden; mit wütenden Blicken maß er die Massaischar, maß die weite Ebene, die nach Taveta führte; der scharfe Wind, der vom Kilima-Ndjaru herabwehte, ließ den zerfetzten Turban um sein Haupt flattern; eine wilde Größe lag in dieser zu Tote wunden Gestalt.

Plötzlich leuchtete sein Auge auf, wie das einer Wildkatze, wenn es eine Beute erspäht. In seinem Geiste schien etwas Großartiges aufzusteigen, an dem sich seine Seele weidete.

„Mohammed, Susi, Tambari!“ sprach er röchelnd zu seinen Begleitern, „erinnert ihr euch des Tages vor drei Jahren, dort im Norden am Baringo-See? Wer hatte uns damals den Weg gebahnt, mitten durch die Reihen der Massai? Wir haben auch heute den Wind im Rücken. Laßt mich noch einmal solchen Sieg schauen! Schafft herbei dürres Laub und Reisig!“

Und bald türmten sich drei Holzhäufen an den Hängen des Hügels; bald flackerten und loderten sie auf; die Massai dachten,



Sadi brenne die Lagerfeuer an — aber sie irrten. Seine Leute schwangen jetzt die Feuerbrände, warfen sie weit in das dürre Gras. Jetzt stiegen hier und dort kleine Feuerzungen empor, welche der Wind hin und her peitschte; sie wuchsen zu Feuerfäulen an, die sich die Hände zu reichen schienen, bis ein Feuerwall den Hügel erleuchtete und lawinenartig herniederstürzte, sich zu einem Feuermeer ausbreitend, das jetzt wie die wilde Jagd durch die Ebene dahinstürmte, nach rechts und links flammende Wogen aufwerfend.

Bald entchwand der fliehende Haufen der Massai den Blicken; nur die Feuerzungen, nur die Rauchwolken sah das Auge.

Das Haupt auf den Knien eines seiner Soldaten gelehnt, lag Sadi auf der Spitze des Hügels und schaute den Flammen nach; aber ihm bahnten sie nicht mehr den Weg.

Ein schwarzer Blutstrom quoll aus seinem Munde, und nach wenigen Augenblicken spiegelte sich der Flammenschein in einem gebrochenen, toten Auge. Ein angstverzerrter Zug lag um den Mund.

Die Seele hatte den Körper verlassen und stand vor ihrem höchsten Richter.



Ein sterbender Rasthornvogel.

20. Friedliche Tage.

Die Spuren des Krieges verwischt die Zeit. Auf den Schlachtfeldern zieht der friedliche Landmann mit dem Pfluge die breiten Furchen, aus denen frische Saat spriest. Die Lerche nistet in dem dichten Grase und steigt jubilierend zum Himmel empor. Nur hier und dort deutet ein Grabhügel an, daß auf diesen Gefilden vor kurzem Völker rangen auf Leben und Tod. So bei uns.

Im Rauchlande vollzog sich dieser Wechsel noch schneller. In kürzerer Frist als unsere steinernen Gebäude wurden die leichten, Bienenkorb ähnlichen Hütten wieder aufgerichtet; die Pflanzungen wurden rasch von neuem bestellt. In wenigen Tagen bot die Landschaft wiederum den frühern bezaubernden, friedlichen Anblick dar.

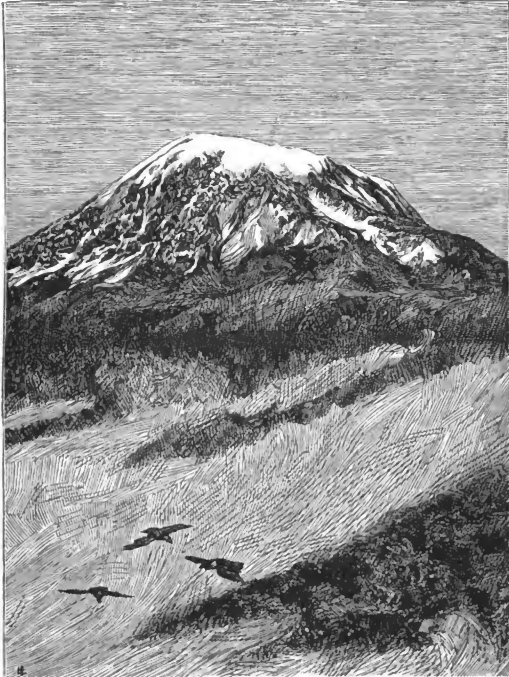
Auch in die Menschenherzen zog friedlichere Gesinnung ein. Die Sklavenräuber rückten unter einem neu gewählten Führer zur Küste ab. Die Hilfstruppen aus Laweta kehrten reich beschenkt zu ihrer Karawane zurück. Mandara langweilte sich wiederum und durchschritt mit seinen Polizisten von Zeit zu Zeit sein Land oder ging hinauf nach Adlerhorst, um mit seinem weißen Freunde zu „plaudern“.

Dieser aber dachte jetzt keineswegs an Aufbruch.

Er blieb am Fuße des Kilima-Ndjaru und konnte ruhig seinen Studien leben. Jedermann achtete und fürchtete ihn; selbst Mandara wagte seinen Wünschen keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Sogar aus den fernsten Djagga-Staaten kamen kurz nach der Schlacht Boten zu ihm, brachten Geschenke und Freundschafts-

bezeugungen; denn die Leute fürchteten, Adler könnte sie auch aus der Ferne mit dem Zauber bekriegen.



Der Dom des Kibo aus einer Höhe von 3500 m.

Der Weg nach dem schneeweißen Kibo war jetzt frei und sicher. Wenn Adler Hochgebirgstouren unternahm und unterwegs einer Schar jener afrikanischen Raubritter begegnete, von denen wir früher erzählt, so grüßten ihn freundlich die Leute und zeigten

ihm jeden Weg und Steg. So füllten sich jetzt mit unerwartetem Reichthum seine zoologischen und botanischen Sammlungen, und sein Tagebuch wurde immer dicker und interessanter. Er verzeichnete in demselben keine blutigen Siege, wohl aber wertvollere Erwerbungen des Wissens, erweiterte Kenntniß der Tiere und Pflanzen dieser kleinen Wunderwelt.

Seine gärtnerischen Versuche mußte er allerdings aufgeben; in den aufgeregten kriegerischen Zeiten vergaß man den Garten zu reinigen, und in wenigen Tagen gewann das heimische Unkraut die Oberhand über die zarten Kinder einer fremden Kultur.

Aber — vor den Ruhm haben die Götter den Schweiß gelegt, und so ganz ohne Kampf und Entbehrung flossen ihm die Tage nicht hin.

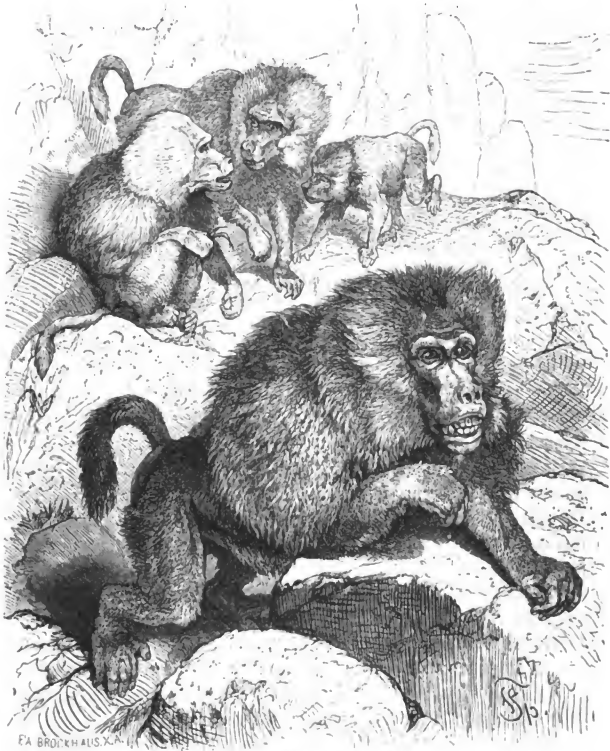
Er mußte auch jetzt zuweilen kämpfen; aber seine Gegner waren nicht mit schauerlichen Speeren und scharfen Schwertern bewaffnet. Einmal, als er ein zartes junges Pavianweibchen erlegt hatte, machten ihm die Paviane die Beute streitig. Sie umringten die Leiche, schlugen mit den geballten Fäusten auf die Erde, fletschten mit den Zähnen und warfen sogar mit Steinen nach Adler. Gern zog er in diesem Kampfe den kürzern. Hatte er doch mit eigenen Augen das seltene Schauspiel geschaut, von welchem berühmte Reisende berichteten; und dieser Anblick war viel mehr wert, als das Fell eines Affen.

Machte er mit einer kleinen Karawane kurze Ausflüge in die Umgebung, so stellten sich ihm auch hier unterwegs mißgönnernde Feinde entgegen.

Unvermutet brach aus dem Gebüsch ein Nashorn hervor; schnaubend wie eine Lokomotive stürzte es sich auf die lange Linie der Träger, die eiligst die Flucht ergriffen, bis wohlgezielte Schüsse dem wütenden Ungeheuer ein Ende bereiteten. Das Nashorn haßt die Karawanen; einzelne Menschen läßt es unangefochten passieren; der lange Zug der Träger reizt es aber unwiderstehlich zum Angriffe.

Das waren bunte Genrebilder aus dem Leben eines Naturforschers in Afrika, der nunmehr seinen Hof in Adlerhorst in eine Art zoologischen Gartens verwandelt hatte. Abdallah wußte

ebenso gut Schlingen zu legen, wie er zu schießen verstand, und dank seinem Eifer sah man in Adlerhorst gefangene Affen, junge



Fabiane.

Strauße und selbst ein paar kleine Panther. Er hegte und pflegte die wilden Kästchen; denn sie mußten lebend nach Europa

gelangen, um als Geschenke Dr Adlers den zoologischen Garten seiner Vaterstadt zu schmücken.

Wochen vergingen, und endlich kam die Zeit der Heimkehr heran, nahte der Tag, an welchem Smaruea von Mandara Abschied nahm.

Noch einmal sah das staunende Auge des Häuptlings die wunderbaren Nebelbilder der Laterna magica; Adler versetzte ihn nach Uaja, dem Lande der Weißen; Soldaten, Reiter, allerlei Tiere zogen an der ehrfurchtsvoll dastehenden Gesellschaft vorüber, bis der Rest der Raketen verpuffte und Adler sich zum letzten Male im Rauchlande zur Nachtruhe niederlegte.

Am folgenden Morgen stand er mit seiner Karawane vor Mandaras Residenz; dieser ließ ihn ungern ziehen, wagte aber nicht, dem mächtigen Zauberer Hindernisse in den Weg zu legen.

Noch im letzten Augenblicke erwachte jedoch seine Habgier, und er bestürmte Adler mit Bitten um Geschenke.

„Smaruea“, sprach er, „ich habe alles mit dir geteilt, teile du jetzt auch, da du von dannen ziehst. Laß mir dein Bett und deinen Feldstuhl zurück; du kannst dir ja neue in Uaja kaufen; dein Vater wird dir ja genug Tuch und Perlen geben, wenn du heimkehrst.“

„Mandara“, erwiderte Adler, „du weißt selbst, daß ich Waren brauche, wenn ich durch die Njila nach der Küste ziehe; du weißt, daß ich viele Nächte in meinem Zelte werde schlafen müssen, bis ich nach Sansibar komme. Soll ich auf der Erde schlafen, dir zu Liebe, mein Freund? Das geht nicht, Mandara! Jetzt kann ich dir nichts mehr schenken; aber du kannst mir glauben, wenn die nächste Handelskarawane von Sansibar nach Moschi aufbricht, so wird sie dir einen Feldstuhl und ein Bett mitbringen!“

„Vergiß es nicht, mein Freund!“ sprach flehend Mandara. „Vergiß es nicht, schreibe es dir lieber auf in dein Buch, in welchem du alles über Moschi aufgezeichnet hast.“

Adler zog lächelnd sein Notizbuch hervor und schrieb darin.

„Also ein Bett und einen Feldstuhl, Mandara?“

Dieser nickte.

„Was noch?“ fragte jetzt Adler, den arglosen Häuptling

aufziehend. „Ich will dem Bolosa sagen, daß du keinen Sklavenhandel mehr treiben willst, wenn wir dir Geschenke schicken.“

„Schreibe auf dreißig Faß Pulver, mein Freund!“

Abler schrieb und fragte weiter:

„Was noch?“

„Sodann hundert Gewehre!“

„Was noch?“ klang es heiter von Ablers Lippen.

„Tausend Patronen!“ sprach Mandara.

„Wozu das aber, mein Freund, wenn du Frieden halten willst?“

Mandara verzog schmerzlich den Mund.

„Dann schreibe wenigstens auf 30 Traglasten großer roter Perlen!“

„Gut, Mandara! Was noch?“

Mandara dachte nach.

„Ein Paar Hosen zu dem Anzug, welchen mir Sadi geschenkt hatte; du sagtest ja immer, sie fehlten mir.“

„Da hast du recht, Mandara“, erwiderte lächelnd Abler, „die sollst du auf alle Fälle erhalten.“

„Dieser Mensch ist vom Teufel besessen!“ fiel Leichtfuß in gebrochenem Englisch ein, das er an der Küste gelernt hatte.

Mandara horchte auf.

„Was sagt er, «Teufel?» was ist das, Teufel?“

„Oh, nichts!“ erwiderte ruhig Abler, „eine Art Rock wie dieser hier, den ich trage.“

„Gut, sehr gut!“ rief Mandara, „schreibe auf zwei Teufel!“

Abler klappte sein Buch zusammen:

„Genug, genug! Mandara“, rief er, „ein Paar Hosen und zwei Teufel schicke ich dir ganz gewiß, die kann ich in Sansibar aufstreiben.“

„Lebe wohl, mein Freund!“ rief er zuletzt und gab das Zeichen zum Aufbruch; er entfernte sich raschen Schrittes von der königlichen Residenz, denn ihm war es bange vor den Achtungsbezeugungen des versammelten Volkes.

Aber so leichten Kaufes konnte er nicht von dannen ziehen; wenn auch die Leute längst bemerkt hatten, daß Abler ihre Freund-

schaftsbezeugungen nicht gern habe, und ihn mit dem Anspucken verschonten, so streckten sie ihm wenigstens ihre Hände entgegen, damit er ihnen diese Ehre erweise.

Und er that es, bis sein Mund gar trocken wurde.

Traurig schaute Mandara der sich entfernenden Karawane nach; traurig senkten die Hofdamen ihre schwarzen Gesichter: ach, so bald würde kein zweiter Ritter dieser Art nach Moschi kommen, der sie in galanter Weise mit Tüchern und Perlen beschenkte. Bekümmert standen auch Adlers Milch-, Holz- und Beerenlieferanten da: der kleine, so sehr einträgliche Handel hörte nun auf.

So pflegen die Hotelwirte und Kellner der Badeorte auf die weiße Landstraße zu blicken, auf welcher in einer kleinen Staubwolke sich der Wagen entfernt, welcher die letzten reichen Badegäste davonführt.

Abler aber sang fröhlich ein Lied: es war, wenn wir nicht irren, der Refrain: „Wann i wiederumkomm', wann i wiederumkomm'!“

Es war schön gewesen in dem Rauchlande; aber mit größern Reizen lockte ihn jetzt an sich die alte, teure Heimat.

In Sansibar nahm Abler Abschied von seinen Getreuen, die mit ihm so viele Gefahren bestanden hatten; er beschenkte sie reich und gab ihnen treffliche Empfehlungen an europäische Reisende, welche in nächster Zeit neue Expeditionen unternehmen wollten.

Kurz vor seiner Abreise nach Europa wurde er wider sein Erwarten von Behörden vernommen.

Ein arabischer Kaufmann war des Sklavenhandels bezüchtigt; es war derselbe Mann, in dessen Diensten Sadi stand, und man verlangte von Abler die Auskunft, ob Sadi am Kilima-Abjaro friedlicherweise Elfenbeinhandel getrieben hatte, wie der Araber behauptete.

Abler konnte seine Aussagen mit gutem Gewissen beschwören; sein Zeugnis trug viel dazu bei, den gewissenlosen Händler seines nichtswürdigen Gewerbes zu überführen und ihn dem strafenden Arm der Gerechtigkeit auszuliefern.

Mit Genugthuung konnte Abler Sansibar verlassen; denn in dem Araber strafte man eine der kräftigsten Stützen des Sklaven-

handels. Die meisten Sklavenjäger an der Küste wurden von jenem ausgerüstet.

„Es wird jetzt mehr Ruhe am Kilima=Ndjaro herrschen“, meinte einer der Konsuln.

Und Adler freute sich, daß sein Aufenthalt am Hofe Mandaras auf diese Weise auch den armen unterdrückten Eingeborenen Nutzen gebracht hatte.



Einige von Adlers Getreuen.

Schlusswort.

Wenn meine jungen Leser das reife Alter erreicht haben, dann wird die schnell vorwärtsschreitende Zeit auch an dem Fuße des Kilima-Ndjaru große Veränderungen hervorgerufen haben.

Dort, wo Mandaras Residenz steht, wird sich vielleicht in der That eine wirkliche Stadt erheben und das Dampfroß von Hügel zu Hügel eilen.

Wenn sich dann meine Leser des Zauberers im Rauchlande erinnern, so werden sie vielleicht den Kopf schütteln und denken, ich habe ihnen Märchen berichtet.

Sie würden aber irren. Sie brauchen alsdann nur zwei Bücher zur Hand zu nehmen, in denen sie die Geschichte von Moschi in ausführlicher Weise dargestellt finden. Als reife Männer werden sie an den Werken von H. H. Johnston, „Der Kilima-Ndjaru“, und von J. Thomson, „Durch Massai-Land“, welche in demselben Verlage wie vorliegendes Werkchen erschienen sind, ihre Freude haben, und wenn sie diese befriedigt aus der Hand legen, so werden sie mir lächelnd zugeben, daß ich Land und Leute wahrheitsgetreu geschildert habe und der Zauberer vom Kilima-Ndjaru keineswegs ein Märchenheld ist, sondern gearbeitet, gekämpft und gelebt hat, wie ich es erzählt habe.

Von dem Verfasser der vorliegenden Schrift, **C. Falkenhorst**, erschienen
in demselben Verlage:

In Kamerun.

Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer.

Der reisern Jugend erzählt von

C. Falkenhorst.

Vierte Auflage. Mit 43 Abbildungen. Geb. 2 M. 50 Pf.

Sturmhaken.

Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel.

Der reisern Jugend erzählt von

C. Falkenhorst.

Mit 83 Abbildungen. Geb. 2 M. 50 Pf.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Goldgräber von Angra Pequena.

Der reisern Jugend erzählt von

D. Ekster.

Mit Abbildungen und Karte. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Ein Seitenstück zu den Erzählungen von **C. Falkenhorst.**

Der Kilima-Ndjaru.

Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika.

Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse
sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaru-Gebietes.

Von **H. S. Johnston.**

Mit Porträt, über 80 Abbildungen und 4 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Durch Massai-Land.

Forschungsreise in Ostafrika

zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaru
und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884 von

Joseph Thomson.

Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise- und Jagdbilder aus Afrika.

Nach den neuesten Reisebeschreibungen zusammengestellt von W. von Freeden.
Mit 88 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die hier gebotene Auswahl von Reise- und Jagdbildern wendet sich an die Kreise aller Derer, welche einen Einblick in die Thätigkeit der Afrika-reisenden gewinnen wollen, ohne die vielen Specialwerke selbst lesen zu können.

Gustav Nachtigals

Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von Dr. A. Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und einer Übersichtskarte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Henry M. Stanleys

Reise durch den dunkeln Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berthold Holz, Direktor des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam. Vierte Auflage. Mit Porträt, 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Nordenskiölds

Begafahrt um Asien und Europa. Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von E. Erman. Mit Porträt, 200 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitäns Kolbwey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und D. Finsh. Neue Ausgabe. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die vorstehenden Bearbeitungen der berühmtesten neuern Reisen haben sich als echte Volksbücher und vorzügliche Jugendschriften zahlreiche Freunde erworben und bilden eine empfehlenswerte Lectüre für alt und jung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



ohole
VIII, 1565.
mit 54 Abb. im Text
+ auf 14 nn Tafeln

$\frac{22}{32}$ 90 =

Handjünges etwas alter-
und fingerflechtig

